

b
JUNIOR

30 JAHRE

ACHMANN LITERATURWETTBEWERB

TOHUWA BOHU



LAND KÄRNTEN
Kultur

Bildungsdirektion
Kärnten



Klagenfurt
am Wörthersee

kelag

ORF K

KÄRNTEN

STW
Stadtwerke Klagenfurt



WIFI



WIFI



ZONTA
CLUB OF
WÖRTERSEE
MEMBER OF ZONTA INTERNATIONAL
EMPOWERING WOMEN
THROUGH SERVICE & ADVOCACY

JACQUES LEMANS

KUSS & KUSS
FRISEURE

KURIER

**STADT
THEATER**
KLAGENFURT

**KLEINE
ZEITUNG**



**ALPEN-ADRIA
UNIVERSITÄT**
KLAGENFURT I WIEN GRAZ

kelag

Energie für neue Freiräume.

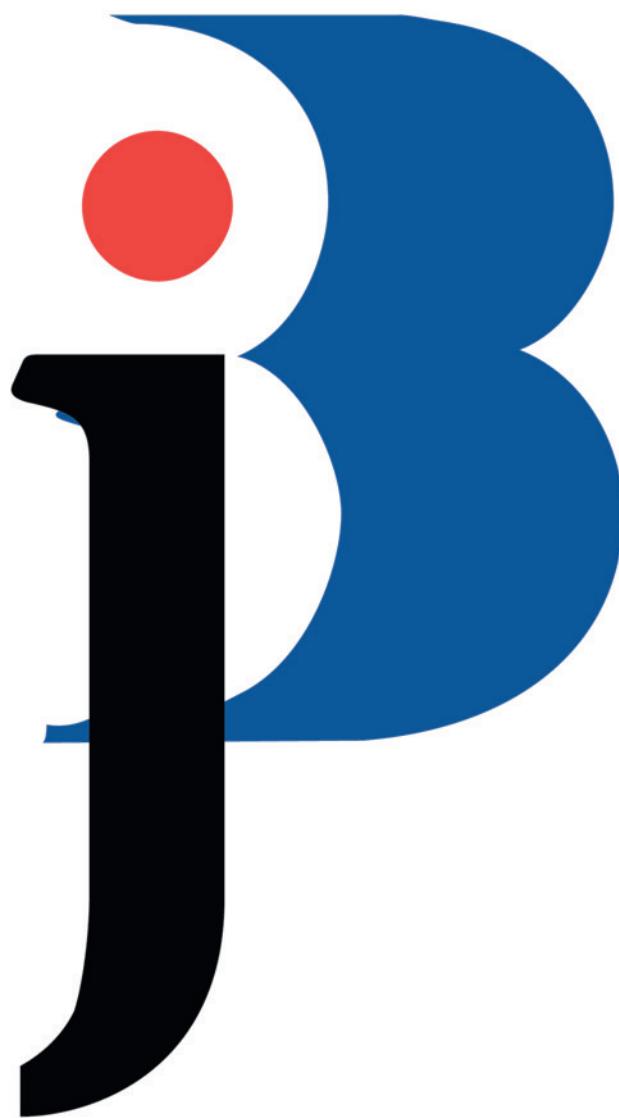
Kreative Geschichten kennen keine Grenzen. Sie zeigen uns neue Welten, lassen die Gedanken höher fliegen und entführen uns in neue Freiräume – sie sind die Energie, die hinter jeder Idee steckt. Tag für Tag.

T: 0463 525 8000



www.kelag.at

Junior Bachmann
Literaturwettbewerb
2022



Organisation:

Della Schiava Manuela, Huber Martin, Huber Ingrid, Knes Alexander,
Pum Angelika, Simoner Birgit

30. Junior Bachmann Literaturwettbewerb

Die Broschüre zur Lesung

Vorwort	5
Danksagung	10
Team JBL	11
Rückblick 2021	14
Linolschnittserie „Tohuwabohu“	16
Kategorie I	
1. Platz	22
2. Platz	23
3. Platz	25
Alle bewerteten Texte der Kategorie I	27
Kategorie II	
1. Platz	44
2. Platz	46
3. Platz	48
Alle bewerteten Texte der Kategorie II	50
Kategorie III	
1. Platz	68
2. Platz	70
3. Platz	72
Alle bewerteten Texte der Kategorie III	74



„Wenn Worte Wirklichkeit weiten“ (können)

Worte sind mächtig. Sie können die Realität oder Phantasie beschreiben. Worte werden aber nur dann wirklich, wenn man sie niederschreibt, ihnen den Raum gibt, den sie verdienen. Diesen Raum bildet die Literatur. Literatur macht Worte lebendig, fügt sie zusammen, erschafft Geschichten. Literatur hat ein Ziel: Die Wirklichkeit zu erweitern und zu bereichern. Sie ist seit Anbeginn der Schriftlichkeit Ausdruck der menschlichen Kreativität und unseres kulturellen Potentials.

Der Junior Bachmann Literaturwettbewerb, organisiert vom Bachmann Gymnasium, hat sich dem Ziel verschrieben, Jugendliche für das Verfassen eigener Literatur zu motivieren. Heuer, in seinem 30. Jahr des Bestehens, steht der Junior Bachmann-Wettbewerb unter dem Motto „Tohuwabohu“. Ein spannendes Thema. Gilt es doch das Tohuwabohu, also das Chaos in Worten zu ordnen, einen Text zu verfassen und dem scheinbar Unordenbaren eine Struktur zu geben.

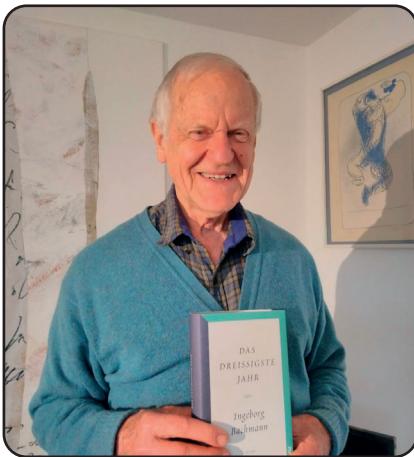
Für die Namensgeberin des Junior Bachmann-Wettbewerbes hatte das Schreiben übrigens auch eine existentielle Funktion: Das Zitat „Ich existiere nur, wenn ich schrei-

be, ich bin nichts, wenn ich nicht schreibe“, stammt von Ingeborg Bachmann, für sie war das Verfassen von Lyrik- und Prosa-Texten Lebensinhalt und ihre persönliche Wirklichkeit.

Auch von der großen Literatin stammt der Erzählband „Im dreißigsten Jahr“, in dem der namenlose Erzähler von Geschehnissen seines dreißigsten Lebensjahres berichtet. Ich würde mich als Kulturreferent und Bildungsreferent sehr freuen, wenn der Junior Bachmann-Wettbewerb in seinem Band über sein dreißigstes Jahr nur über positive Erfolgsgeschichten berichten kann. In diesem Sinne wünsche ich den Teilnehmer*innen einen kreativen Schaffensprozess und freue mich schon darauf, die eingereichten Texte lesen zu dürfen.

Gutes Gelingen wünscht

Landeshauptmann Dr. Peter Kaiser



Liebe Preisträgerinnen und Preisträger des dreißigsten Junior Bachmann Literaturwettbewerbes!

Was für eine schöne Anspielung an den ersten Erzählband meiner Schwester Ingeborg "Das dreißigste Jahr"! Sie hätte sich gefreut, so viele junge Talente an einem Ort versammelt zu sehen. Die Jugend war stets ihr Anliegen, oft half sie jungen Autorinnen und Autoren. Sie selbst schrieb und komponierte als sie in diese Schule ging, die heute ihren Namen trägt. In späteren Jahren sagte sie, dass man als Autor oder Autorin in vielem von der Jugendzeit zehrt, trotz aller Erfahrung, die man im Laufe des Lebens "sammelt".

Diese Feier ist nicht nur eine Gelegenheit junge Talente zu preisen und Ihnen allen zu gratulieren, sondern auch diesen Mut zu bewundern, in der Öffentlichkeit aufzutreten. Und wie wichtig ist dieser Mut der Jugend, um schwierige Themen zu bewältigen. Man denke nur an Greta Thunberg, die es fertig brachte, in Davos einen Präsidenten der Vereinigten Staaten in Frage zu stellen und eine entscheidende Wende im Thema Klimaschutz durchzusetzen. Diese Initiative hat die Welt verändert und ist nicht mehr aufzuhalten. Deshalb gibt es Hoffnung für die Zukunft, trotz aller Probleme, die

auf die Menschheit zukommen.

Und wir Erwachsenen oder Alten, so wie ich, wir möchten noch etwas beitragen und der Jugend helfen, über die schwierigen Klippen der Zukunft hinwegzukommen. Das Formulieren dieser Zukunft ist unserer Jugend vorbehalten. Wir können die Bestrebungen nur mit aller Kraft unterstützen.

Einen ganz herzlichen Glückwunsch an alle Preisträgerinnen und Preisträger und jenen, die keinen Preis erzielen konnten, kann ich nur sagen, man darf nie aufgeben. Alle haben Talente und das hab ich an mir selbst im Laufe des Lebens erfahren. Fähigkeiten, von denen ich nie geglaubt hätte, dass ich sie besitze, fielen mir unerwarteterweise zu. Deshalb wünsche ich allen, ob mit einem Preis geehrt oder nicht, vor allem Mut für die Zukunft. Weitermachen, nach Beserem streben und nie aufgeben.

Im Gedenken an meine Schwester Ingeborg sage ich nun: Herzliche Grüße aus England und gute Wünsche für die Zukunft an die Jugend und an alle, die diese Veranstaltung ermöglicht haben.

Dr. Heinz Bachmann



Klagenfurt als Literaturstadt beginnt bei den Jüngsten!

2022 feiert der Junior Bachmann Wettbewerb des Ingeborg-Bachmann-Gymnasiums sein 30jähriges Jubiläum – eine erstaunliche Erfolgsgeschichte. Ohne den Einsatz engagierter Lehrerinnen und Lehrer gäbe es sie nicht. Ohne breite Beteiligung von Kindern und Jugendlichen von 10 bis 19 Jahren, die in drei Alterskategorien antreten, auch nicht. Wer wie ich über mehrere Jahre in einer Jury saß, die eingereichten Texte las und diskutierte, auf der Preisverleihung die Siegertexte aus den anderen Alterskategorien hörte, ist immer wieder erstaunt, berührt, fasziniert von der Literatur aus der Feder von Anfänger:innen. Literatur nicht nur als Gelesenes, sondern als Geschriebenes hat deutlich höhere Überlebenschancen und, nicht zu vergessen, hinterlässt viel tiefere Spuren in Alltag und Leben ihrer Schöpfer:innen.

Für mich als Literaturwissenschaftlerin bildet der Junior Bachmann Wettbewerb eine Linie mit dem Literaturkurs der Stadt Klagenfurt und dem großen Bachmann-Wettbewerb im Rahmen der Tage der deutschsprachigen Literatur. Meine universitäre Karriere hat mich in viele Länder gebracht, doch ich habe keine Stadt kennengelernt, in der ein so breites Spektrum quer

durch alle Altersklassen, von ersten Schritten im Schreiben bis zur preisgekrönten Meisterschaft angeboten wird.

Ingeborg Bachmann, lebte sie noch, wäre tief beeindruckt.

Möge der Junior Bachmann Wettbewerb weitere 30 Jahre, ach 60 Jahre, ach immer bestehen!

Anke Bosse

Universitätsprofessorin für neuere deutschsprachige Literatur an der Universität Klagenfurt
Leiterin des Musil-Instituts für Literaturforschung / Kärntner Literaturarchivs



Nichts als „TOHUWABOHU“ im dreißigsten Jahr!

Den Begriff "Tohuwabohu" verbinden wir im Allgemeinen mit der Bedeutung eines heillosen Durcheinanders, mit einem Wirrwarr oder einem Chaos. Das Wort stammt aus dem Hebräischen, ist biblischen Ursprungs und im 1. Buch Mose (Genesis) zu finden. Der Schöpfungsbericht beginnt mit dem bekannten Vers "Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde" und bereits im 2. Vers steht, an signifikanter Stelle, das Tohuwabohu "Und die Erde war tohu-wa-bohu ...", hier in der Bedeutung "wüst und leer", auch "ungeordnet und leer".

So wie Gott am Anfang Öde und Wüstenei vorfand und in zahlreichen schöpferischen Akten Ordnung ins Chaos brachte und die Welt erschuf, so findet auch ein Künstler Wüstenei in Form eines leeren Blattes vor. Der Komponist sitzt vor einem unbeschriebenen Notenblatt, das weder Klang noch Rhythmus suggeriert, der Maler vor einer weißen Leinwand, die weder Farben noch Dimension erahnen lässt. Aus dem Nichts etwas zu schaffen, worüber Leute nachdenken, wovon sie berührt sind und sich selbst hinterfragen, das Durcheinander der vielen Sinnesindrücke und Ideen im Kopf zu

ordnen, auf das Papier zu bringen und durch Inspiration und meisterliche Fähigkeit diese Ordnung zu etwas Außergewöhnlichem und Einzigartigem zu machen, das sind die Herausforderung und die wahre Meisterschaft in der Kunst.

Auch der Schriftsteller stellt sich dieser Aufgabe und versucht mit Worten, es den Musikern und Malern gleich zu tun. Sprache als Ausdruck seiner selbst, einmal einfach und direkt, ein anderes Mal voll Melodie und Bildhaftigkeit zugleich.

Die Lösung dieser Aufgabenstellung hängt letztendlich davon ab, wann und wie Inspiration und Kreativität den Geist beflügeln. Mancher erfährt die Eingebung während des eifrigen Tuns, ein anderer muss nachdenklich und geduldig warten, bis ihm das Kunstwerk quasi in einem Guss gelingt.

Der gesamte Junior Bachmann Literaturwettbewerb ist, wie es scheint, nichts anderes als tohu-wa-bohu. Vor 30 Jahren in einem Klassenzimmer beginnend, mit einer in ebenso kleinem Rahmen stattfindenden Prämierungsfeier, hat sich der Wettbewerb zum bedeutendsten Jugendliteraturwettbewerb im deutschsprachigen Raum entwickelt, gekrönt durch eine Prämierung der Siegertexte im ORF-Theater im Rahmen des Bachmannpreises der Stadt Klagenfurt und des ORF Kärnten. Das Organisationsteam muss alle strukturellen Komponenten so managen, dass der Wettbewerb reibungslos und termingerecht stattfinden kann, die jungen Autorinnen und Autoren müssen ihr leeres, weißes Blatt Papier mit Geschichten füllen und zu guter Letzt müssen die Jurymitglieder alle eingereichten Texte nach definierten und vergleichbaren Kriterien ord-

nen, damit eine Wertung der Siegertexte möglich ist.

Es ist eine schöne und bereichern-de Aufgabe, die Öde zu beseitigen und die Leere zu füllen. Das Nichts nach seinen eigenen Vorstellungen zu gestalten, berührt das tiefste Menschsein und ist ein wahrhaft göttlicher Moment. Möge dies immer aus Freude geschehen!

MMMag. Dr. Markus Krainz
Direktor
Ingeborg-Bachmann-Gymnasium

JETZT ENERGIE-VORTEILE SICHERN

**Unsere Energie-Coaches
helfen bei:**

- ▶ Neubau & Sanierung
- ▶ Energieausweis
- ▶ Heizungsumbau – raus
aus fossilen Brennstoffen
- ▶ Photovoltaik
- ▶ Bauthermografie
- ▶ E-Mobilität
- ▶ Förderungen
- ▶ uvm.

**Wir sind gerne
für euch da!**



GLEICH TERMIN
VEREINBAREN



Wir bedanken uns bei folgenden Institutionen, Firmen und Personen für die finanzielle, ideelle und tatkräftige Unterstützung des „Junior Bachmann Literaturwettbewerbs 2022“



LH Dr. Peter Kaiser | Bgm. Christian Scheider | Bildungsdirektorin Mag.^a Isabella Penz | Dir. MMMag. Dr. Markus Krainz | ORF Landesdirektorin Karin Bernhard | Elternverein des Ingeborg-Bachmann-Gymnasiums Klagenfurt | Verein der Freunde des Ingeborg-Bachmann-Gymnasiums | Stadtwerke Klagenfurt | Kelag Kärnten | Mohorjeva Hermagoras Druckerei | ZONTA Club Wörthersee | Universität Klagenfurt | Jaques Lemans | Alberts Essecke | Stadttheater Klagenfurt | Kärntner Buchhandlung | Buchhandlung Heyn | Kuss & Kuss Friseure | Abteilung Präsidium der Landeshauptstadt Klagenfurt | Kulturabteilung der Stadt Klagenfurt | WIFI Kärnten | Sonnentor Klagenfurt | Kurier | Kleine Zeitung
Dr. Heinz Bachmann | Mag.^a Sarah Ebner | Mag. Alexander Knes | Mag.^a Birgit Simoner | Mag.^a Ingrid Huber | Mag.^a Angelika Pum | Mag. Martin Huber | Mag.^a Manuela Della Schiava

Jurorinnen und Juroren:

Kategorie I:

Gerhard Fresacher | Mag. Andreas Görgei | Erika Hornbogner | Uschi Loigge |
Mag.^a Susanne Traußnig | Mag.^a(FH) Bianca Quendler-Blankenhagen, MA |
Mag.^a Estha-Maria Sackl | Christina Hardt Stremayr

Kategorie II:

Laila Docekal | Mag.^a Lydia Haider | Claudia Mann, MSc, MBA | Dr. Harald Raffer |
Mag.^a Karin Prucha | Stefanie Sargnagel | Sabine Tscharre

Kategorie III:

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Anke Bosse | Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Ulrike Krieg-Holz | Dr.ⁱⁿ Ute Liepold |
Mag. Hubert Patterer | Dr. Heimo Strempfl | Aron Stiehl | Karin Waldner-Petutschnig |
Josef Winkler |

Das Team des Junior Bachmann Literaturwettbewerbs



Gesamtorganisation



Mag. Ingrid Huber



Mag. Martin Huber



Mag. Angelika Pum

Organisation Jury



Mag. Manuela Della Schiava



Mag. Birgit Simoner



Mag. Alexander Knes

Print

Ein Online-Shop, wie er im Buche steht.



- ♥ 3 Mio. Bücher in 24 Stunden
- ♥ Kostenloser Versand (in ganz Österreich)
- ♥ Kostenlose Geschenksverpackung
- ♥ Kauf auf Rechnung/Bankomat/Visa/MC/Diners/
Paypal/EPS/Sofortüberweisung und Bitcoin



Ein **Geschenkkater**, wie er im Buche steht.

Sie wollen einen Gutschein für sich oder als Geschenk?
Dann ist unser "Geschenkkater" im praktischen
Kreditkartenformat genau das Richtige für Sie:

- ♥ entweder bei uns vor Ort wiederaufladbar oder
- ♥ bequem zum Download online als PDF.
- ♥ Einlösbar sowohl in unserem Geschäft
als auch in unserem Online-Shop!

Immer **up to cat**

Unser Newsletter, jederzeit abbestellbar, null verpflichtet:
Lassen Sie sich von unserer elektronischen Katzenpost
inspirieren. Auf Wunsch erhalten Sie regelmäßig
Lese-Empfehlungen aus 14 Themengebieten
und unseren Veranstaltungsnewsletter.

Gleich anmelden unter:
www.heyn.at/newsletter



Buchhandlung HEYN

Kramergasse 2-4 | 9020 Klagenfurt | Österreich

Tel.: +43 (0) 463 54 249-0 | Fax: DW 41

E-Mail: buch@heyn.at | **heyn.at**



Und was
essen
Sie?



Die
Kärntner
Buchhandlung

www.diekaerntnerbuchhandlung.at

Rückblick - Der 29. Junior Bachmann Literaturwettbewerb

Der Junior Bachmann Literaturwettbewerb fand 2021 zum bereits 29. Mal statt. Organisiert und durchgeführt vom Ingeborg Bachmann Gymnasium, erreicht der Wettbewerb mittlerweile Kinder und Jugendliche aus Österreich und Deutschland. Zum Thema „Land in Sicht“ wurden zahlreiche Texte junger AutorInnen eingereicht, die von einer unabhängigen Jury bewertet wurden.

Die Texte der PreisträgerInnen sowie jene Texte, welche von der Jury mit Punkten bewertet wurden, wurden in der Wettbewerbsbrochüre veröffentlicht. Die Lesung

und Preisverleihung fanden wie jedes Jahr im Rahmen der Tage der deutschsprachigen Literatur statt. Den Höhepunkt des 29. Junior Bachmann Literaturwettbewerbs bildete die Open-Air-Veranstaltung am Klagenfurter Kardinalplatz. Für Grußworte am Beginn der Festivität sorgten Landtagsabgeordnete Ruth Feistritzer, Bürgermeister Christian Scheider und Gerlinde Duller als Vertreterin der Bildungsdirektion Kärnten. Die traditionelle Lesung der stolzen GewinnerInnen mit anschließender Preisverleihung begeisterte das zahlreich erschienene Publikum.

Für das musikalische Rahmenprogramm sorgte das Ingeborg Bachmann Gymnasium.

Bildungsdirektor Mag. Dr. Robert Klinglmaier zeigte sich ebenso „zutiefst beeindruckt von den sprachlichen Leistungen“ der JungautorInnen und erfreut darüber, dass „sie sich – auch unter erschwerten Rahmenbedingungen – an diesem wichtigen und seit Jahren arrivierten Literaturwettbewerb beteiligt haben, der eine vorbildliche und besonders gut geeignete Form der Begabungs- und Begabtenförderung in Kärnten darstellt.“





Junior Bachmann Literaturwettbewerb 2021

Kategorie I

(10 bis 12-Jährige)

Platzierung	Name	Schule
1. Platz	Mila TROMM	Annette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium, Düsseldorf
2. Platz	Valentina MIRTIC	BG/BRG St. Veit an der Glan
3. Platz	Felicitas GROSSL	Waldorfschule Klagenfurt

Kategorie II

(13 bis 15-Jährige)

Platzierung	Name	Schule
1. Platz	Nika RADICS	GRG 17 Parhamergymnasium, Wien
2. Platz	Valentina STOCK	BG GIBS, Graz
2. Platz	Nora ANTONIC	Liselotte-Gymnasium, Mannheim

Kategorie III

(16 bis 19-Jährige)

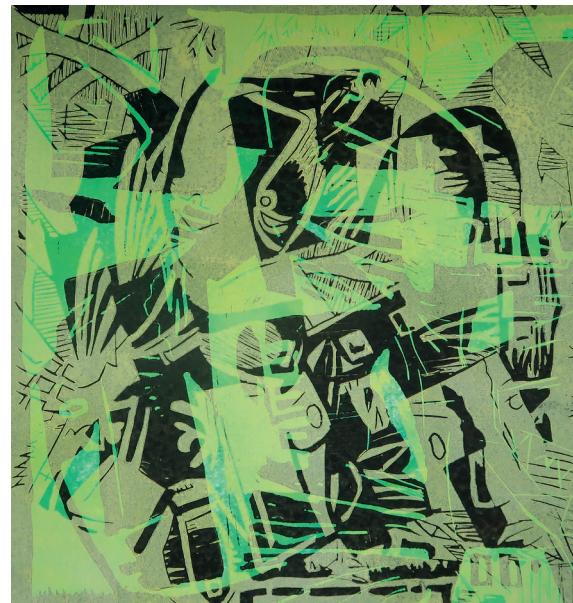
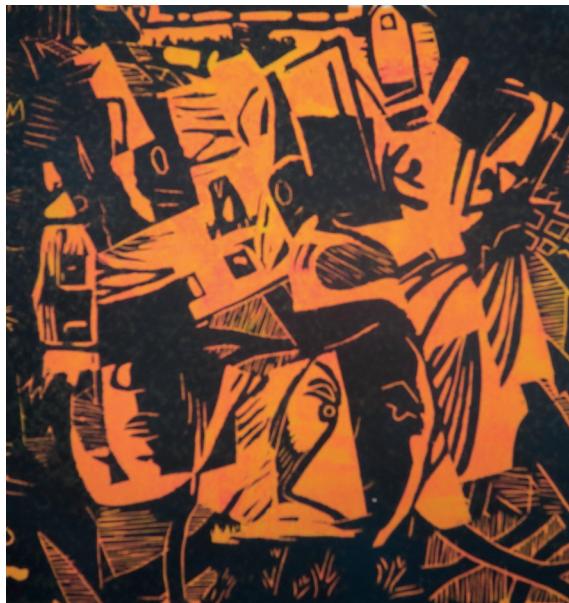
Platzierung	Name	Schule
1. Platz	Mirna FILIPIC	BG/BRG für Slowenen, Klagenfurt
2. Platz	Mara REISINGER	Waldorfschule Klagenfurt
3. Platz	Georg URBAS	BG/BRG für Slowenen, Klagenfurt
3. Platz	Johanna BRUNNER	BG/BRG für Slowenen, Klagenfurt

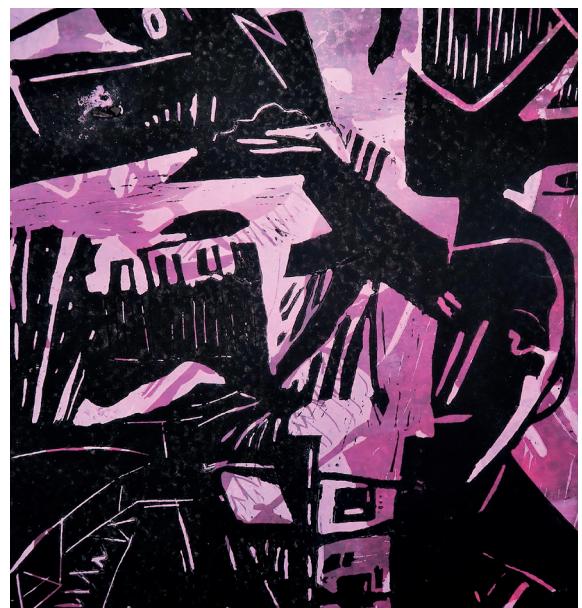
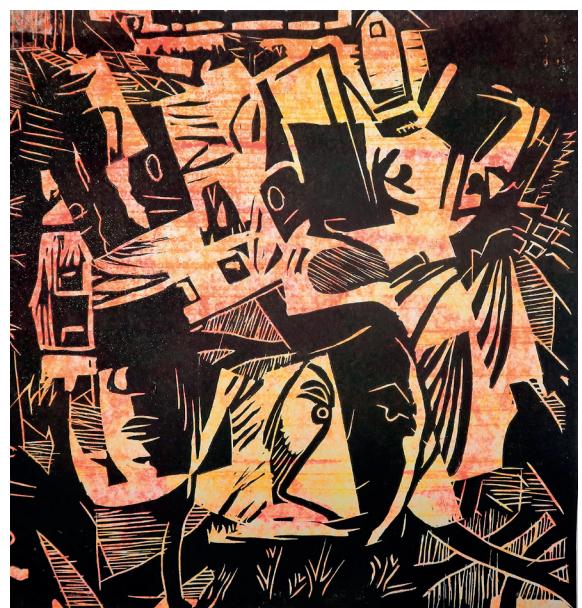
Linolschnittserie „Tohuwabohu“

Nicht obwohl, sondern gerade weil nach einem Semester Druckgrafik die Flamme der Begeisterung noch am Lodern war, wurde die Idee geboren, zum Jubiläum 30 Jahre Junior Bachmann Literaturwettbewerb mit dem Thema „Tohuwabohu“ eine Mappe für Juroren und Interessierte zu gestalten, die alle Möglichkeiten des Linolschnittes dokumentiert. Themenkonform wurden von den Schülerinnen und Schülern der 7c (2021/2022) in Gruppenarbeit aus einem Chaos zerrissener und zerschnittener Eigendrucke der Schüler*innen sowie einiger Werner-Berg Zitate vier quadratische Schnittvorlagen gestaltet, sehr wohl verstehend, dass die weltliche Zahl „Vier“ für den Menschen in seinem Universum bestimmend bleibt. Die Begeisterung beim Drucken (auch unter Mithilfe anderer Klassen) machte dann in Kombination mit allen technischen Möglichkeiten diese äußerst hochwertige Serie erst möglich und fusionierte ein bildnerisches „Tohuwabohu“ zu einem kreativen Ganzen.



Mag. Gerhard Dörflinger





Kategorie I

In dieser Kategorie werden die Texte der Schülerinnen und Schüler der 5. und 6. Schulstufe (10- bis 12-Jährige) bewertet.

Jurorinnen und Juroren:

Gerhard Fresacher | Mag. Andreas Görgei | Erika Hornbogner | Uschi Loigge |
 Mag.^a Susanne Traußnig | Mag.^a(FH) Bianca Quendler-Blankenhagen, MA |
 Mag.^a Estha-Maria Sackl | Christina Hardt Stremayr



Gerhard Fresacher

Regisseur. Akademie der Bildenden Künste Wien. Aktuelles Projekt: (into the) Now. Schnittstelle zwischen bildender und darstellender Kunst. dark-city.at



Mag. Andreas Görgei



Erika Hornbogner

1971 in Klagenfurt/Celovec geboren, Studium in Wien, hat viele Jahre als Buchhändlerin gearbeitet. Projektleiterin und Herausgeberin der Kärntner Literaturzeitschrift FIDIBUS, neue Literatur in Kärnten/Koroška. Erika Hornbogner ist seit 2014 im Wieser Verlag tätig und seit Jänner 2016 Geschäftsführerin des Drava und Wieser Verlages.



Uschi Loigge

Uschi Loigge, geboren 1960. Aufgewachsen und ausgebildet in Klagenfurt.

Journalistin. Nach dem Eintritt in die Redaktion der Kleinen Zeitung zunächst verantwortlich für die Jugendseite und die Wochenendjournale der Kärnten - Ausgabe, danach Redakteurin in der Kulturredaktion, die sie bis 2016 geleitet hat. Seit 2020 in Pension und seither freie Journalistin.

Ich bin „gelernte“ AHS-Lehrerin für Deutsch und Französisch. Naturgemäß bin ich schon allein deshalb dem geschriebenen und gesprochenen Wort mehr als verbunden. Was das „Traditionsunternehmen“ Junior Bachmann Literaturwettbewerb anbelangt, kenne ich diesen von Anbeginn an. Als dieser Wettbewerb laufen lernte, war ich noch Lehrerin am IBG und erinnere mich gut an die Idee der Deutsch-Community, welcher auch ich angehörte, unseren Schüler/inne/n die Möglichkeit zu bieten, fernab von Benotungen Freude am Schreiben zu entwickeln. Damals wussten wir alle noch nicht, wie nachhaltig sich diese Idee entwickeln würde. Das Kind ist erwachsen geworden, der Wettbewerb über die Grenzen Kärntens, ja Österreichs hinaus bekannt und beliebt. Zu Recht: Wie viele Texte zu den unterschiedlichsten Themenkreisen wären nie geschrieben worden, gäbe es diesen Wettbewerb nicht, wie viele Texte hätten wir dadurch nie lesen können, wie viele Gedanken unserer jungen Autor/inn/en hätten wir nie teilen können.

Als Schulaufsicht wünsche ich mir sehr, dass dieser Wettbewerb weiterlebt. Dazu braucht es zu jeder Zeit engagierte Kolleg/inn/en, die ihn hegen und pflegen, damit er auch künftig ein so wichtiger Beitrag zur Schulkultur sein kann.



Mag. a Susanne Traußnig



**Mag. a (FH) Bianca Quendler-
Blankenhagen, MA**

Geboren und aufgewachsen in Villach. Nach dem Studium „Public Management“ an der Fachhochschule Kärnten elf Jahre in der Medienbranche tätig und davon drei Jahre in Italien. Als Teil des KELAG Teams in der Konzernkommunikation/Corporate Affairs für den Bereich Kooperationen zuständig. In der Freizeit gerne mit der Familie sportlich aktiv.



Mag. a Estha-Maria Sackl

Performance-Künstlerin und Pädagogin, geb. am 6.8. 1991 in Kärnten. Sie lebt seit 2010 in Graz, wo sie die Lehramtsfächer Biologie und Umweltkunde und Psychologie und Philosophie studierte- geboren wurde sie in Kärnten (aufgewachsen in Steindorf am Ossiachersee). Seit mehreren Jahren ist sie neben ihrem Beruf als Pädagogin in der Grazer Kleinkunstszene auf verschiedensten Bühnen aktiv und im gesamten deutschsprachigen Raum als Poetry-Slammerin unterwegs. Als Höhepunkte ihrer künstlerischen Karriere bezeichnet Estha-Maria Sackl die Mitarbeit in der Organisation der österreichischen Poetry Slam-Meisterschaften 2018 in Klagenfurt (Slam if you can Klagenfurt, 25. – 27.10 2018), die Produktion ihres ersten eigenen Theaterstücks im Mai 2018 und die Teilnahme an den deutschsprachigen Meisterschaften im Poetry Slam in Zürich im November 2018. Derzeit schreibt sie außerdem an ihrem ersten Roman.

Christina Hardt-Stremayr, geborene Mlatschnig, Jahrgang 1988, hat Germanistik in Klagenfurt studiert und arbeitet als Erwachsenenbildnerin mit Fokus auf feministische Frauenbildung für die Katholische Kirche Kärnten.



Christina Hardt Stremayr

Bewertungsübersicht Kategorie I

Platzierung	Name	Schule
1. Platz	Jonathan Mautz	Waldorfschule, Klagenfurt
2. Platz	Katja Karla Staudinger	Akademisches Gymnasium, Wien
3. Platz	Maria-Katharina Griebl	BRG Schlosswagrain, Vöcklabruck

Folgende Texte kamen ebenfalls in die engere Auswahl:

	Antonia Kaule	Anette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium, Düsseldorf
	Jakob Mathis	Waldorfschule, Klagenfurt
	Johanna Stramitzer	Waldorfschule, Klagenfurt
	Josef Müller	Ingeborg Bachmann Gymnasium
	Kaja Haneder	GRG19, Schule im Grünen, Wien
	Katharina Woschitz	Ingeborg Bachmann Gymnasium
	Lilly Hipp	Realgymnasium Zwettl, NÖ
	Magdalena Salzmann	Öffentliches Stiftsgymnasium Melk, NÖ
	Maya Pfleger Schauer	Kollegium Aloisianum, Linz
	Neil Dölling	Rudolf Steiner Schule, Wien
	Valentina Mirtic	BG/BRG St. Veit an der Glan

1. Platz
Jonathan Mautz
Waldorfschule Klagenfurt



Jonathan Mautz

Name :	Jonathan Mautz
Alter :	12 Jahre
Schule:	Waldorfschule Klagenfurt , 6.Klasse
Geschwister :	Theodor, 3 Jahre
Haustier:	Kater Olaf
Hobbies :	Fußball spielen, Musik hören, Trampolin springen, Freunde treffen, Videospiele
Lieblingsbuch :	Cainstorm Island
Lieblingsschulfach:	Sport
Lieblingsessen:	Alles was meine Omas kochen
Wo ich als nächstes hinreisen möchte :	Spanien

Winter unter meinem Bett

Ich lag wieder einmal gemütlich in meinem Zimmer auf dem Bett. Mein Bett ist der einzige Platz im Zimmer, wo nicht viel herumliegt, aber ich finde das gemütlich. Na ja, an die Essensreste unter dem Bett denke ich lieber nicht, aber die habe ich mit meiner Schmutzwäsche verdeckt und der Geruch stört mich nicht. Ich suchte schon lange mein Englischheft, aber ich fürchtete, es liegt am Schreibtisch und wenn ich es raus ziehe, fällt der ganze zwei Meter hohe Stapel, der darauf liegt, mit hinunter.

Ich lag also da und dachte an nichts und hörte meine Mutter draußen herumjammern. Sie machte die Tür auf, um hereinzukommen und zu schimpfen, aber die Tür ging nur einen kleinen Spalt auf, weil meine Schuhe und meine Jacke im Weg lagen. Ich hörte nur wie sie irgendwas mit „Chaos“ und „Tohuwabohu‘ jammerte und, dass es in meinem Zimmer stinken würde. Da setzte ich meine Kopfhörer auf und drehte die Musik lauter, damit ich sie nicht mehr hören musste und chillte.

Beim Abendessen schimpfte sie weiter.

Sie sagte: „Dein Zimmer ist eine

Zumutung, niemand kann in so einem Chaos leben und ich weigere mich das zu putzen. Da werden bald Mäuse und Ratten einziehen. Andere Leute haben kein zu Hause und du lässt alles so verkommen.“ Mich nervte ihre Ansage sehr, aber ein bisschen komisch fühlte ich mich schon. Wegen der Leute ohne zu Hause und vor allem, wegen der Ratten und Mäuse. Nachts hörte ich nämlich immer wieder Geräusche unter meinem Bett. Ich versuchte nicht mehr daran zu denken.

In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen, weil ich immer lauschen musste, ob ich etwas rascheln hörte. Es knisterte und ich hörte ein Kichern und Flüstern. Da ich weiß, dass Mäuse das nicht können, bekam ich Angst. Stocksteif lag ich im Bett. Plötzlich roch es nach Essen und Rauch stieg unter meinem Bett auf.

Ganz vorsichtig beugte ich mich hinunter und schob die dreckige Wäsche zur Seite und ich schwörte es: Unter meinem Bett saßen zwei Typen und grillten auf einem Minigriller meine Essensreste. Sie hatten es sich gemütlich gemacht und unten nett eingerichtet mit

Sachen, die ich schon ewig suchte. Scheinbar wohnten die schon länger hier.

Nachdem ich mich vom Schock erholt hatte, sagte ich: „Alter. Spinnt ihr? Ihr fackelt noch die ganze Hütte ab. Wer seid ihr und was zur Hölle macht ihr unter meinem Bett?“

„Oh, der Burli ist munter. Tut uns leid. Ich bin der Hubert. Hast du Hunger?“, fragte der kleinere Typ mit der Kartoffelnase. „Ja, Guten Abend, wir wollten dich nicht wecken. Ich bin der Torben. Komm doch zum Essen runter“, sagte der lange, dünne Typ mit den grauen Locken.

Ich kroch also unter mein Bett und die zwei erzählten, dass sie sich keine Wohnung leisten können und jetzt im Winter ist es draußen so furchtbar kalt. Unsere Wohnungstür stand vor ein paar Tagen offen, als meine Mutter die Post holte, und da haben sie sich ein bisschen umgeschaut und gesehen, dass unter meinem Bett ein idealer Platz zum Überwintern wäre, mit Verpflegung, und sind eingezogen. Torben und Hubert waren echt cool. Tagsüber schliefen sie und nachts wurde gekocht und gefeiert.

Ich fing an Dinge aus dem Kühl-schrank zu stehlen und ihnen zu bringen. Wir spielten Karten, aßen rohe Zwiebel und die beiden tran-ken Prosecco aus unserem Keller, was meine Mutter nie erfahren wird. Wir hatten eine gute Zeit. Ir-gendwann checkte es meine Mutter natürlich und war mäßig begeistert über die Gäste. Aber nachdem ihr Hubert die kaputte Waschmaschine wieder zum Laufen brachte und Torben ihr sagte, dass sie die hübscheste Rollstuhlfahrerin wäre, die er je gesehen hat, war sie ganz gechillt und freundlich und lud sie zum Essen in unsere Küche ein. Irgendwann kam der Frühling und eines Tages waren die beiden ver-schwunden. Ich war traurig. Meine Mutter auch, glaube ich. Sie mach-te einen Frühjahrsputz in meinem Zimmer und jammerte dabei ohne Ende. Es ist echt nett einmal ein sauberes Zimmer zu haben, aber so richtig gemütlich ist es nicht. Egal! Bis zum Herbst ist mein Chao-s sicher wieder wie es immer war, und dann werde ich wieder im Bett herumliegen und darauf warten, dass Torben und Hubert unter mir einziehen.

2. Platz
Katja Karla Staudinger
 Akademisches Gymnasium
 Wien



Katja Karla Staudinger

So verschieden

„Mama?“, rufe ich. „Mama?“ Ich weiß, dass ich noch so oft rufen kann, Mama antwortet nicht. Doch das ändert nichts an der Tat-sache, dass sie da ist. Und ich weiß auch, wo sie ist. Auf dem Balkon, um sich zu verstecken. Vor der Welt und vor...mir.

Zwei Wochen ist es her, seit mein Vater sein Zeug zusammengesucht hat, meine Mutter angeschrien hat: „Ich will dich nie wieder sehen!“, und aus der Wohnung gestürmt ist. Seitdem herrscht bei uns Chao-s. Nicht nur in Wirklichkeit, sondern auch in unseren Köpfen. Mama sitzt jeden Abend in Papas altem Lieblingsessel und weint. Ich vermisste ihn auf andere Wei-se: in meinen Träumen. Jede Nacht träume ich Kindheitserlebnisse nochmal durch. Wie ich mit mei-nen Eltern Achterbahn fahre oder wie wir gemeinsam in London wa-ren. Was es da alles zu sehen gab: alte Brücken, backsteinerne Tür-me, imposante Hochhäuser, Kir-chen mit riesigen Fenstern, bunte Cafés und Pommesbuden mit lan-gen Menschenschlangen. Einmal träumte ich, dass mein Vater noch da wäre. Alle Sorgen meiner Mut-ter waren weg und auch ich war

Hallo, mein Name ist Katja Karla Staudinger und ich werde im Juni 11. Ich wohne in Wien. In meiner Freizeit spiele ich meine Instrumente, Geige und Klavier, ich gehe Klettern, fahre viel Skateboard und schreibe gerne Geschichten. Ich habe eine kleine Schwester im Alter von 8 Jahren und einen großen Bruder, der im Juni 13 wird. Sie heißen Dora und Gustav. Meine Lieblingsfächer sind Französisch und Mathematik. Zu meiner Familie gehören zudem meine Eltern und mein ein Jahr alter Zwerghamster. Ich esse am liebsten Spaghetti mit Tomatensauce. Außerdem liebe ich Theaterbesuche und ich lese sehr gerne und viel. Meine Lieblingstiere sind Wölfe und Fledermäuse. Im Sommer gehe ich gerne mit meiner Familie schwimmen

Generell hat mir das Lesen der Texte sehr viel Spaß bereitet. Es war spannend wieder in die Gedankenwelt der Teenager einzutauchen. Auch wenn man meint, die Zeit noch lebendig im Gedächtnis zu haben und ja, selbst wenn man Mutter eines Pubertierenden sein darf, haben die Texte mir eine Welt geöffnet, die mir sonst verborgen geblieben wäre

Erika Hornbogner

um einiges glücklicher. Doch dies war leider nicht die Wirklichkeit, sondern nur mein Traum, aus dem ich - ob ich wollte oder nicht - erwachen musste.

Ich blicke mich um. Auf dem Boden liegen Bücher, Zeitungen, leere Bierdosen und Zigaretten. Als ich den Balkon betrete, sehe ich als erstes meine Mutter. Sie sitzt am Boden und hält eine Zigarette in der Hand. Früher hat sie das auch oft gemacht, doch immer wenn sie meinen Blick bemerkte, war die Zigarette blitzschnell verschwunden. Ich setze mich neben sie, aber ich sage kein Wort, denn seit zwei Wochen redet meine Mutter nicht mehr, darum tue ich es auch nicht. Gemeinsam sehen wir den schwarzen Wolken nach, die am dunklen Himmel die Sonne verdecken und der Wind weht mir kalt ins Gesicht.

Da passiert etwas Unerwartetes: Plötzlich spricht Mama, weniger mit mir, als mehr in den Wind: „Ich vermisse ihn sehr. Ich wollte nicht, dass er geht. Manchmal habe ich gar nicht gewusst, was ich zu ihm gesagt habe, wenn ich so dermaßen wütend auf ihn war.“ Ohne dass sie einen Namen erwähnt, weiß ich, dass sie meinen Vater meint. Ich schlucke kurz und erwidere zornig: „Und ich vermisse mein altes Leben. Das, in dem ich noch einen Vater hatte und eine Mutter, die nicht trinkt und raucht!“ Sie schaut erschrocken auf und da bemerke ich erst, was ich gesagt habe. Ich will mich entschuldigen, doch meine Mutter schaut nicht so aus, als wäre sie böse. „Siehst du?“, meint sie. „Das hast du gerade gesagt, aber du meinst es nicht so, nicht wahr?“ Ich nicke stumm, und wir sitzen wieder schweigend beinander. Schließlich ergreift Mama das Wort: „Weißt du, mein Leben hat sich auch sehr verändert. Jetzt habe ich nur noch einen netten Menschen, der mir immer beisteht, und das bist du.“ Als ich

diese Worte höre, muss ich unwillkürlich lächeln und mir wird ganz warm im Bauch, aber ich spüre auch die Verantwortung, die nun auf mir lastet. Doch Mama spricht ernst weiter: „Natürlich habe ich dich lieb, aber du machst auch jede Menge Arbeit, die ich jetzt ganz allein erledigen muss.“ Das versetzt mir einen Stich in der Brust, und ich höre mich sagen: „Es gibt einen großen Unterschied zwischen der alten Mama und dir, aber ich habe dich immer noch lieb.“ Mir klopft das Herz bis zum Hals, und obwohl ich fürchte, dass meine Mama so etwas von mir nicht zu hören erwartet, spreche ich aus, was ich ganz tief in mir drinnen spüre: „Hab keine Angst, du hast immer noch dein Herz, das ist gut. Also hör nicht auf die bösen Gefühle, wenn sie dir sagen, du sollst traurig sein, denn so bist du nicht. Hör auf dein Herz, es wird dich aus dieser fürchterlichen, lähmenden Dunkelheit führen. Ich kenne dich

besser, in deinem Herzen ist dein wirklicher Charakter.“ Ich wundere mich, dies gesagt zu haben. Meine Mutter ist auch erstaunt, doch endlich lächelt sie wieder und nimmt meine Hand. Ich lächle zurück. Zwischen den schwarzen Regenwolken, die am Himmel stehen, blitzt kurz die Sonne hervor.

Zum Thema „Tohuwabohu“ wurden von den jungen Teilnehmerinnen und Teilnehmern wirklich beeindruckende, ergreifende und äußerst kreative Textsorten verfasst. Unterschiedliche Satzstrukturen und Gedankensprünge zeigen der Leserin und dem Leser, wie talentiert die jungen Autorinnen und Autoren bereits sind und wie sie durch ihre wunderbaren Schreibkünste ihren Gedanken Ausdruck verleihen. Der Ausbruch weg von der Norm in den einzelnen Texten weist darauf hin, dass Kinder und Jugendliche mit ihren Gedanken und Träumen in unserer Gesellschaft, mithilfe anderer Sichtweisen, noch sehr viel bewirken werden und, dass sie deshalb auch die Zukunft von morgen sind.

Herzliche Gratulation allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern zu ihren großartigen Leistungen! Ich möchte mich vor allem bei ihnen bedanken, dass sie mir durch ihre inspirierenden Texte einen Einblick in ihre Gedankenwelt ermöglicht haben. Eine entsprechende Bewertung vorzunehmen war für mich daher keine leichte Aufgabe.

Bianca Quendler-Blankenhagen

3. Platz
Maria-Katharina Griebl
 BRG Schlosswagrain
 Vöcklabruck



Maria-Katharina Griebl

Name: Maria-Katharina Griebl (Abkürzungen sind erwünscht!)
 Alter: 13. Als ich die Geschichte schrieb und einreichte noch 12.
 Schule: BRG, Schloss Wagrain, Vöcklabruck.
 Hobbys: Natürlich schreiben, lesen, Musik hören, Ideen ausarbeiten, Geschichten erfinden.
 Lieblingsbuchart: Fantasy.
 Was ich gut kann: Detailliert schreiben, ultraschnell sprechen, Strichmännchen zeichnen, in wenigen Tagen eine komplette Buchreihe erfinden und die in den nächsten Monaten ausarbeiten.
 Was ich nicht mag: Mathematische- und physikalische Formeln.
 Das macht mich aus: Mein komischer Humor, den nur meine beste Freundin und ich verstehen. Meine Kreativität, die mich in den ungünstigsten Momenten heimsucht.
 Darauf bin ich besonders stolz: Eine 20 000-wörtrige Geschichte, die ich mit 11 Jahren geschrieben habe, mein Schreibbordner, in dem schon um die 70 Ideen und Geschichtenanfänge wohnen und eine Buchidee, an der ich seit etwa 2 Jahren herumexperimentiere.

Die Schlacht meiner Tochter

Leise schlich ich die Treppe hoch, um nach meiner Tochter Luisa zu sehen. Zu dieser Uhrzeit sollte sie schon längst eingeschlafen sein, aber ich hatte einfach so viel zu erledigen gehabt, dass ich nicht früher zu ihr schauen konnte. Langsam öffnete ich ihre Zimmertür und blickte in das durch den Vollmond erhelle Zimmer. Das kleine Nachtlicht am Rande der Tür strahlte ein dämmriges weißes Licht aus. Als mein Blick auf die Szenerie, die den ganzen Fußboden beanspruchte, fiel, stockte mir vor Schreck der Atem. Oh Gott! Was hatte meine sonst so liebliche Tochter nur getan?

Die große Ritterburg, die wir gemeinsam aufgebaut hatten, war zweifelsohne von der Schiffsarmee der Piraten angegriffen worden. Mehrere Dellen hatten die schweren Kanonenkugeln in die äußerste Mauer der Burg geschlagen. Es gab viele kleine Löcher, wo die Munitionen die Wand durchbohrt hatten. Die Stadt am Fuße der Burg war ein Abbild der Grausamkeit. Häuser waren eingestürzt, Dächer fehlten, Türen waren aufgebrochen. Sogar der Stall war dem Erd-

boden gleichgemacht, die Stützen waren umgerissen worden, sodass das Dach einfach auf die Pferde, Ochsen, Esel, sowie andere Stalltiere, die sich nicht rechtzeitig retten konnten, gefallen war. Regungslos lagen die Opfer herum, manchen war der Kopf abgetrennt worden. Eine Gruppe Dörfler war im hinteren Teil der Stadt von den Angreifern überrascht worden. Deren Schwerter steckten überall, in ihren Bäuchen, Beinen, sowie in ihren Hälsen. Lauter Unschuldige, die der Schlacht zum Opfer gefallen waren und noch kurz davor ihr gewohntes, ruhiges Leben gelebt hatten.

Erschrocken erkannte ich unter den Toten den Bäcker, dessen Brot noch im großen Steinofen dampfte. Von allen war er mit den kurzen, schwarzen Haaren, den rosigen Backen und dem stets freundlichen Lächeln mein Liebling gewesen. Ich hatte ihn immer gerne bei seinen unzähligen Beschäftigungen durch den Tag begleitet. Ihm beim Brotbacken geholfen, gemeinsam mit ihm vor dem König für weniger Steuern vorgesprochen und mit ihm einen passenden Gesellen ausgesucht. Ari hatten Luisa und ich ihn genannt. Doch nun war er,

ebenso wie seine gesamte Familie, tot.

Das gleichmäßige Atmen meiner Tochter wirkte unpassend, angeichts dieses Szenarios. Wie konnte sie, in ihrem zarten Alter, nur ein solches Gemetzel anrichten?

Mein Blick glitt weiter zum rot bekleckerten Bergfried. Die Prinzessin mit der langen, goldblonden Lockenpracht hatte dort im obersten Turmzimmer überlebt. Immer noch saß sie vor ihrem Frisiertisch. Lebendig. Kein Wunder – sie war Luisas Lieblingsfigur.

Vor den gewaltigen Stadtmauern lagen Leichen wie Staubkrümel. Der gesamte Boden war blutrot. Das komplette Fußsoldatenbataillon war geschlagen. Riesige Berge an Toten warfen Schatten auf das karge Land. Schwarze, kleine Punkte, gefräßige Fleischfliegen, umschwirrten die leblosen Körper. Ungleibig, dass meine süße, brave Luisa das gemacht haben konnte, betrachtete ich schockiert das erschreckende Bild. Was hatte meine Tochter nur dazu bewegt, solch ein Chaos anzurichten?

Ein Rascheln ließ mich zusammenfahren. Was war das? Eine Figur war umgefallen. Ich zuckte unwillkürlich zusammen, hielt

die Luft an. Noch ehe ich mich aus meiner Trance retten konnte, hörte ich schon ein »Miau« und atmete erleichtert aus. Unser junger Kater Aladdin kroch aus dem von Kartonschachteln und Playmobilfiguren verborgenen Hintergrund hervor und guckte mich neugierig aus seinen großen, gelben Augen an. Vorsichtig hob ich ihn hoch und wiegte ihn wie ein Baby, worauf Aladdin selig zu schnurren anfing. Doch auch, wenn ich einen vibrierenden Kater hielt, dessen Geräusche einem Traktor glichen, zog das von Luisa angerichtete Schauspiel wieder meine ganze Aufmerksamkeit auf sich.

Auch die Reitsoldaten links im Zimmer waren tot. Eine rote, dicke Flüssigkeit bedeckte sie von Kopf bis Fuß.

Meine Lippen zitterten, als ich den Kadaver des riesigen, grauen Pferdes, welches fast so groß wie die Burg war, erblickte. Ein Fußsoldat hatte versucht, sich während der Schlacht in das Tier zu retten. Der Versuch war geglückt, auch wenn er dabei das halbe Pferd ausgeöholt hatte. Wie Schnee lag die weiße Watte auf dem Fußboden und nur die Füße des Soldaten schauten noch heraus.

Weiter hinten, in der Piratenbucht, hatten die Schiffe ihr Zuhause längst verlassen und waren vor die Burg getrieben. Ihre Besatzung war schuld an dem Massaker. Ebenso wie die Kämpfer waren sie alle gestorben. Ihre Körper lagen überall, auf dem Deck, hinter dem Steuer, vorne am Bug, sogar oben, auf dem Mast hing einer. Das Schiff selbst war schrecklich verwüstet. Eine ganze Seite des Rumpfes fehlte, Kanonenkugeln, Säbel, Pistolen und allerlei Waffen lagen trostlos herum. Es gab niemanden mehr, der sie hätte benutzen können. Gelbe, lange Stangen – Pommes lagen auf dem Geschehen. Ihre Funktion wurde mir nicht klar, vielleicht sollten sie übergroße Knochen

sein.

Seufzend griff ich mir eine mit Ketchup verklebte Playmobilfigur und strich ratlos über ihr Gesicht. Wie sollte ich mich fühlen? Wütend? Traurig? Oder enttäuscht? Und wie sollte ich reagieren? Sollte ich meine kleine Tochter sofort aufwecken und mit ihr schimpfen? Sollte ich morgen mit ihr reden, sie fragen, warum sie das getan hatte? Reagierte ich über? Auf jeden Fall würde ich meine Mutter, Luisas Oma, die sie den ganzen Nachmittag betreut hatte, anrufen. Vielleicht hatte sie eine Erklärung, was mit meiner Tochter hier geschehen war oder warum sie überhaupt Junk-Food in ihrem Zimmer hatte. »So ein Tohuwabohu«, murmelte ich. Gleich, was geschehen war, es konnte bis morgen warten, beschloss ich gähnend, bevor ich leise mit Aladdin auf dem Arm das Zimmer verließ.

*Das Thema "Tohuwabohu" schien die Kinder und Jugendlichen zu humorvollen Texten einzuladen. Während die Texte der letzten Jahre insgesamt eher ernst und dramatisch ausfielen, kam mir diesen März beim Lesen öfter ein Schmunzeln über die Lippen. Besonders interessant fand ich, wenn es den Autor*innen gelang, das Thema "Tohuwabohu" zwischen den Zeilen zu verpacken, anstatt es explizit zu erwähnen. Das gelang mehreren der Teilnehmenden auf unterschiedlichste Art und Weise.*

Estha-Maria Sackl

Antonia Kaule
 Anette-von-Droste-Hülshoff-
 Gymnasium
 Düsseldorf

Chaos, Freundschaft, Klassenfahrt!

„Alle anschnallen!“ rief Frau Beier, unsere Klassenlehrerin, in den Bus hinein. Ich war mit meiner Klasse auf einer zweitägigen Klassenfahrt, die uns auf einen Campingplatz führte. Oder besser: Wir wollten dorthin. Noch waren wir nicht da. „Hoffentlich habe ich alles eingepackt“, hörte ich Franka, meine beste Freundin sagen, während sie sich anschnallte. Sie saß neben mir. Alle waren voller Vorfreude und manche hatten auch ein bisschen Angst. Der Bus setzte sich in Bewegung. „Meinen Glücksbringer habe ich auf jeden Fall eingepackt. Trotzdem bin ich noch sehr aufgeregt“, flüsterte ich Franka zu. „Ich auch!“, stimmte sie mir zu. Während der Fahrt tuschelten alle angespannt über die Klassenfahrt. Plötzlich fragte Ulli, der Kleinste der Klasse, leise: „Gibt es auf dem Campingplatz eigentlich auch Wölfe?“ „Klar gibt es dort Wölfe! Und Bären und riesige Vogelspinne natürlich auch!“, posaunte Jan durch den Bus, woraufhin Ulli bleich wurde. „Was erzählst du da eigentlich?“, fragte ich Jan. Und zu Ulli hingewandt: „Mach dir keine Sorgen. Natürlich gibt es solche Tiere auf dem Campingplatz nicht.“ Da war er erleichtert.

Nach einer Weile rief Frau Beier: „Wir sind da!“ Die Klasse jubelte. Auf diesen Satz hatten sich alle schon tagelang gefreut. Alle stürmten nach draußen. Und da sahen wir unseren heutigen Schlafplatz. Über dem Eingang hing ein großes Schild. Dort stand „Campingplatz am Waldrand“ drauf. Frau Beier holte ihr Handy mit der Buchungsbestätigung heraus. Damit ging sie

zur Anmeldung. Währenddessen schaute ich mir den Campingplatz mal etwas genauer an. Und tatsächlich, er lag direkt neben einem kleinen Stück Wald. Frau Beier schaute noch immer suchend auf ihr Handy. „Stimmt etwas nicht?“, fragte Ulli. „Nein, nein, alles gut nur...“, antwortete Frau Beier. „Ist wirklich alles okay?“, fragte nun auch der Campingplatzleiter. „Ich kann gerade die E-Mail nicht finden. Aber Sie haben sie ja sicherlich im Computer.“ antwortete Frau Beier überzeugt. „Ich kann gerne mal nachschauen“, meinte der Campingplatzleiter. Er ging zu seinem Computer. Frau Beier ging mit. Nach einer Weile kam sie kopfschüttelnd heraus. Sie knechte ihre Hände. „Nun ja, also ich glaube, ich habe vergessen zu buchen“, stellte Frau Beier entsetzt fest. „Aber wo sollen wir denn jetzt übernachten?“, fragte Franka besorgt. Alle hatten sich Tage, ja sogar Wochen zuvor darauf gefreut, doch jetzt war alles kaputt. Ulli fing an zu weinen, Jan holte sein Handy raus, um abgeholt zu werden, andere schauten nur fasungslos durch die Gegend und Frau Beier konnte nur verzweifelt zusehen wie ihre Schüler entsetzt dastanden. Ihre Nerven waren eindeutig am Ende. Schließlich versuchte sie trotzdem einen klaren Gedanken zu fassen und rief durch das Durcheinander hinweg: „Werdet doch mal ruhig, zusammen finden wir schon eine Lösung!“ Ratlos schaute Franka in die Runde. Ich drückte ihre Hand so doll es ging, um ihr Mut zu machen und flüsterte ihr zu: „Alles wird gut. Wir sind 28 Kinder und eine Lehrerin, da wird doch wohl irgendjemand eine Idee haben.“ Aber so richtig dran glauben tat ich selbst nicht. Mein Blick schweifte umher. Da traf er auf eine große Halle. In meinem Kopf ratterte es. Doch da kam mir ein letzter Hoffnungsschimmer. Schließlich meldete ich

mich und fragte: „Was ist mit der Halle dort? Sie sieht so leer aus. Können wir da drin nicht schlafen?“ „Ich kann gerne mal schauen gehen, wer oder was sich dort drin befindet“, meinte Frau Beier und machte sich schon auf den Weg. Als sie wiederkam, berichtete sie uns: „In der Halle sind syrische Flüchtlinge. Es ist noch Platz und wir könnten dort schlafen.“ „Nie im Leben! Ich schlaf doch nicht bei Flüchtlingen!“, rief Jan laut. Ein paar Kinder stimmten ihm zu, doch die meisten fanden Frau Beiers Idee gut. Jedenfalls besser als die Klassenfahrt einfach ausfallen zu lassen. Und Schlafsäcke hatten ja auch alle dabei. Also ging ich mit meiner Klasse zu der großen Halle. Ein bisschen aufgeregt war ich schon. Schließlich schlief man nicht alle Tage mit fremden Menschen in einer Halle zusammen. Wir betraten den Eingang der riesigen Halle. Sie sah sehr ungemütlich aus. Einfach nur grau, groß und hässlich. Die Flüchtlinge hockten eng bei einander. Im Winter war es hier bestimmt kalt. Sollten wir wirklich hier schlafen? Da sagte Frau Beier schon: „Geht dahinten hin. Dort können wir schlafen. Holt eure Schlafsäcke raus und macht es euch so gemütlich, wie es in so einer Halle halt geht. Ich muss noch ein paar Kleinigkeiten mit dem Leiter der Flüchtlingsunterkunft besprechen.“ Auf dem Weg zu unserem Schlafplatz flüsterte Franka mir zu: „Was ist, wenn wirbeklaut werden? Ich meine, weil es vielleicht nicht alle geschafft haben, das mitzunehmen, was sie brauchen.“ „Quatsch! Das würden doch alle mitbekommen.“ widersprach ich meiner Freundin. Nachdem alle ausgepackt hatten, trafen wir uns draußen um das Tagesprogramm zu besprechen. Eigentlich sollten wir heute den Campingplatz genauer kennenlernen. Da das ja jetzt nicht ging, durften wir uns frei beschäftigen.

Ich setzte mich auf meinen Schlafsack, holte mein Buch heraus und begann zu lesen. Nach einer Weile spürte ich, wie mich jemand von hinten antippte. Erschrocken drehte ich mich um. Es war ein kleines Mädchen. Ich schätzte sie so ungefähr acht Jahre alt ein. Bevor ich sie etwas fragen konnte, sprach sie mich an. Das Problem war nur, dass ich ihre Sprache nicht verstehen konnte. Und sie verstand wahrscheinlich auch kein Deutsch. Das versuchte ich ihr mit Händen und Füßen klar zu machen. Das war gar nicht so leicht. Aber schließlich bekamen wir es doch noch hin. Das Mädchen zeigte auf sich und sagte: „Fadila!“ Das hieß wahrscheinlich „Ich heiße Fadila.“ Ich machte das Gleiche, nur mit meinem Namen: Mathilda. Da ich immer noch nicht wusste was Fadila von mir wollte, holte ich mein kleines „Mensch - ärgere - dich - nicht - Spiel“ heraus. Sie nahm sich direkt die grünen Männchen, ich mir die blauen. Anscheinend kannte sie das Spiel. Mit Fadila zu spielen machte richtig Spaß. Schließlich hatten wir zu Ende gespielt. Fadila hatte knapp gewonnen. Dann musste sie wieder zu ihrer Mutter gehen. Wir winkten uns zum Abschied zu. Glücklich kehrte auch ich wieder zu meiner Klasse. Wir setzten uns in einen Kreis und ich erzählte den Anderen von Fadila. Mir war es egal als Jan meinte: „Jetzt ist es schon so weit gekommen, dass Mathilda mit kleinen, syrischen Mädchen spielt.“ Er wartete auf Applaus oder das jemand lachte, denn er liebte es, andere Mitschüler klein zu machen. Aber er wartete vergebens. Den Nachmittag verbrachten wir mit einer kleinen Wanderung. Am Abend redeten Franka und ich noch lange über diesen sonderbaren Tag. Dann schliefen wir ein. Nach einer Weile schreckte ich hoch. Hatte mich da nicht gerade etwas berührt? Ich blickte mich verschlafen

um. Zuerst konnte ich nichts erkennen. Doch als ich genauer hinsah, konnte ich Fadila erkennen. Sie hatte mich also geweckt. Ihr Gesicht sah sehr ängstlich aus. Sie presste ein zerfranstes Kuscheltier, das eher einem Stoffetzen ähnelte, fest an sich. Mit ihrer freien Hand wischte sie sich eine Träne weg. Wahrscheinlich hatte sie schlecht geträumt. Ich überlegte, was jetzt zu tun war. Fadila trösten, das war klar. Nur wie? Nachdem ich ein bisschen überlegt hatte, kam ich zu einem Entschluss. Auch, wenn es mir nicht gerade sehr leicht fiel, kramte ich in meiner Reisetasche. Schließlich fand ich ihn. Einen kleinen, hellgrauen Hasen mit einem rosa Näschen. Das war mein Glücksbringer. Doch da Fadila gerade ein bisschen mehr Glück brauchte als ich, überreichte ich ihn ihr. Strahlend nahm sie ihn an. Dann ging sie wieder schlafen. Am nächsten Morgen wachte ich auf. Da erinnerte ich mich wieder an meinen nächtlichen Besuch. Ich lächelte. Es war so schön jemanden eine Freude zu machen. Nach dem Frühstück mussten wir leider schon wieder fahren. Ich fragte Frau Beier nach der Adresse des Campingplatzes. Vielleicht können wir in den Herbstferien mal hierhin zum Campen fahren. Dann könnte ich auch Fadila noch einmal besuchen. Gemeinsam mit Franka packte ich meine Tasche. Und dann war der Bus auch schon da. Plötzlich kam Fadila auf mich zu und umarmte mich. Auf dem Weg zum Bus winkte ich ihr ein letztes Mal zu. Während ich einstieg, dachte ich noch mal über die letzten Tage nach. Auch wenn das Chaos am Anfang für sehr viel Aufregung gesorgt hatte, war die Klassenfahrt einfach toll gewesen - ich habe eine neue Freundin gefunden, wir hatten viel Spaß und ich habe Fadila eine Freude gemacht. Dann setzte ich mich hin und der Bus fuhr los.

Jakob Mathis
Waldorfschule Klagenfurt

Der Schneesturm

In der letzten Schulstunde bekamen wir den Auftrag einen Aufsatz über Tohuwabohu zu schreiben. Im Österreichischen Wörterbuch schlage ich nach und lese, dass Tohuwabohu Durcheinander, Wirrwarr und Chaos bedeutet. Genau das spielt sich jetzt in meinem Kopf ab. Wie soll ich anfangen? Wie finde ich einen roten Faden für meine Geschichte? Wie ordne ich das Chaos in meinem Kopf zu einer Erzählung? Da fällt mein Blick aus dem Fenster. Der erste Schnee fällt in dicken weißen Flocken. Plötzlich frischt es auf und ein starker Wind lässt die vormals sanft fallenden Schneeflocken wild durcheinander wirbeln. Sie ändern ihre Richtung

und wirbeln kreuz und quer. Der Himmel färbt sich dunkel und die Landschaft taucht langsam ins Grau. Nichts mehr erinnert daran, wie vor zwei Stunden die Landschaft noch hell und sonnenbeschienen war. Der Sturm tobt ums Haus und wirbelt die Schneeflocken aufs Fenster. Mir kommt vor, ich blicke ins Chaos. Ich sehe nicht einmal mehr den Apfelbaum vor meinem

Fenster. Durch das intensive Starren im Sturm werde ich müde, und die Lider fallen mir zu. Ich falle in einen traumlosen Schlummer. Als ich erwache, blendet mich das helle Sonnenlicht und siehe da, die Landschaft ist mit einer dicken weißen Schneedecke überzogen, unter der Mutter Erde, beschützt und wohl getragen, dem Frühling entgegen wartet. Aus dem Chaos von Wind und Schnee entstand etwas ganz Neues, die „Weiße Landschaft“. In mir kommt die Frage auf: Ist Tohuwabohu eine Schöpfungskraft, die Neues schafft? Je-

denfalls versuche ich das meiner Mutter einzureden, wenn sie wieder einmal die Zimmertür öffnet und vergeblich ruft: „Was ist denn das für ein Tohuwabohu, Jakob, räum dein Zimmer auf.“

Johanna Stramitzer
Waldorfschule Klagenfurt

Die Zauberintente

„Das ist ein wundervolles Buch.“ Die Frau mit den grauen Haaren und den freundlich blitzenden, blauen Augen riss mich aus meinen Gedanken. „Wie bitte?“, die Frau deutete auf das Buch in meiner Hand. „Das ist ein wundervolles Buch, nicht wahr?“ Ich war ein wenig verwundert, dass mich eine fremde Frau einfach so ansprach, antwortete aber: „Haben Sie es denn gelesen?“ „Ich habe es verschlungen“, sagte die Frau lachend. Ein lautes Hupen ließ mich zusammenzucken. In dem Auto, das vor uns hielt, saß meine Tante Beatrix! Ich ließ die Frau achthalos stehen und stieg in das kleine Auto meiner Tante. Ihre Hündin Bell saß im Kofferraum und bellte freudig, meine Tante lachte fröhlich und nahm mich in die Arme. Sie war etwa 50 Jahre alt, schlank, hatte blonde, fast weiße Haare und eine rote Brille. Nach einer Weile sagte Tante Beatrix: „Deine Mutter hat mir erzählt, dass du etwas für den Deutschunterricht brauchst.“ „Ja, ein Tintenfass, weil meine Deutschlehrerin der Meinung war, dass es für uns eine spannende Erfahrung wäre, mit Feder und Tinte zu schreiben.“ Meine Tante antwortete: „Es gibt einen kleinen Schreibwarenladen im Dorf, dort gehen wir hin.“ Nach etwa einer Stunde Fahrt erreichten wir endlich ihr Haus. Es war nicht groß und sah von außen so aus, als ob es schon seit Jahren niemand mehr

bewohnt hätte, von innen war es allerdings sehr bequem eingerichtet, es herrschte nur ein unendliches Chaos. Meine Tante störte dies aber nicht im Geringsten.

Nach einem Übel erregenden Mittagessen machten wir einen Verdauungsspaziergang zum Schreibwarenladen „Federleicht“. Dieser bestand aus einem winzigen Raum, der vollgestellt mit Regalen war, in der Mitte des Raumes stand eine kleine Theke. Wir fanden schnell, wonach wir suchten, ein kleines Tintenfass mit violetter Tinte. Als ich an die Theke trat, war niemand zu sehen. Also klingelte ich mit der kleinen Glocke, die auf der Theke stand, und sofort erschien eine Frau mit grauen Haaren und blitzenden blauen Augen. Es war die Frau, welche mich auf das Buch angesprochen hatte! Sie lächelte mir geheimnisvoll zu, dann viel ihr Blick auf das Tintenfass in meiner Hand und sie sagte: „Zwei Euro, bitte“, meine Tante gab ihr das Geld. Mit einem Abschiedsgruß verließen wir den Laden, die Frau sagte nichts, sondern sah uns nur nach. Als wir zurück waren, fiel uns auf, dass wir nichts für das Abendessen im Haus hatten. Deshalb ging meine Tante einkaufen, ich beschloss währenddessen die Tinte auszuprobieren. In einer Schreibtischschublade fand ich ein Blatt Papier und eine Feder. Ich setzte mich in den großen, grünen Ohrensessel vor dem Kamin und begann eine Geschichte zu schreiben. Ich war so in das Schreiben der Geschichte vertieft, dass ich nicht bemerkte, wie plötzlich ein Fenster aufsprang. Erst als ein Feuer im Kamin entflammt, sah ich auf. Ein heftiger Windstoß fegte durchs Zimmer und das Feuer erlosch wieder. Doch da, in der Asche des Feuers bewegte sich etwas. Plötzlich sprang etwas Großes aus der Asche, ich erkannte erst, was es war, als das Etwas auf mich zusprang. Ein Tiger! Ich schrie auf,

meine Knie wurden weich und ich wäre vermutlich nach hinten gefallen, wenn da nicht der große Ohrensessel gestanden hätte. Das Blatt, auf dem die Geschichte stand, war vom Beistelltisch geglitten und lag nun vor meinen Füßen. Doch da stand die Geschichte gar nicht mehr, als hätten sich die Buchstaben von den Seiten gelöst! Der Tiger war nun allerdings nur mehr wenige Schritte von mir entfernt, da sprang von der Seite etwas, das noch größer war, auf ihn zu. Ein Löwe! Wie konnte das bloß möglich sein? Es gab bei uns doch überhaupt keine Löwen oder Tiger. Reflexartig sprang ich auf und lief in die Küche, dort erwartete mich ein Affe, der auf der Lampe herum schaukelte. Gerade als ich die Küchentür hinter mir zuschlagen wollte, stieg ein Eisbär aus dem Kühlschrank. Ich lief zurück ins Wohnzimmer, dort balgten sich der Löwe und der Tiger auf dem Teppich. Als ich die Treppe in den ersten Stock hinauflaufen wollte, kam mir ein Pferd entgegen. Auf dem Weg ins Bad kam mir ein Nashorn entgegen gestampft! Was war hier nur los? Dann prasselte die Erkenntnis auf mich nieder, natürlich! Die Tiere mussten aus meiner Geschichte gekommen sein, deshalb war auch das Blatt leer gewesen. Von allen Seiten kamen mir verschiedenste Tiere aus meiner Geschichte entgegen: Affen, Pinguine, ein Zebra, Gazellen und jede Menge Vögel, ich wusste nicht mehr, wohin ich laufen sollte! Was für ein Tohuwabohu! Jetzt war der Löwe auf mich aufmerksam geworden und kam langsam auf mich zu, die Haustür sprang auf und eine verhüllte Gestalt betrat das Wohnzimmer. Die Gestalt rief etwas, das ich nicht verstehen konnte, daraufhin zerplatzte der Löwe zu hunderten Tintentropfen, genau wie die anderen Tiere auch, übrig blieb nur ein Zimmer voller Tinte.

Die Gestalt kam auf mich zu und nahm ihre Kapuze ab, zum Vorschein kam eine Frau mit grauen Haaren und blauen Augen. Es war die Frau von heute Morgen, die auch im Schreibwarenladen hinter der Theke gestanden hatte. „Ich bin Melissa“, sagte sie und reichte mir ihre Hand. Ich nahm sie vollkommen verwirrt. „Ich mache uns erst einmal einen Tee und dann erzähle ich dir alles, was du wissen willst“ sagte Melissa.

Als ich mich eine halbe Stunde später auf die tintenverschmierte Couch gesetzt hatte, war ich geschockt. Melissa hatte mir gerade erklärt, dass ich versehentlich eine Zaubertinte gekauft hätte und sie etwas Ähnliches wie eine Hexe sei, dann war sie ohne ein weiteres Wort gegangen.

Josef Müller
Ingeborg-Bachmann-Gymnasium Klagenfurt

Liebes Chaos!

Du bist in der letzten Zeit in meinem Kopf immer wieder ziemlich zugange und deshalb habe ich mich dazu entschlossen, dir einen Brief zu schreiben. Ich muss mich nämlich bei dir über deine Art beschweren und mit dir über wichtige Dinge reden, die mich ziemlich stören.

Zurzeit bin ich auf dich nicht gut zu sprechen, weil ich durch deinen Einfluss häufig schlecht gelaunt bin und du mich in manchen Nächten einfach nicht einschlafen lässt. Du kommst mit alten, unangenehmen Erinnerungen daher, lässt mich durch ein Gedanken-Tohuwabohu unkonzentriert lernen oder gehst mir auf die Nerven, weil ich nicht weiß, was ich machen soll. Warum bist du eigentlich so oft in meinem Kopf? Gefällt es dir bei mir so gut oder brauchst du manchmal ein-

fach nur meine Nähe? Ich kann gut und gerne auf deine Anwesenheit verzichten.

Du hast mich auch schon bei manchen Aktivitäten sehr abgelenkt. Zum Beispiel versagte ich einmal beim Fußball, weil du genau dann aufgetaucht bist, als ich mich darauf konzentrieren musste, den Ball abzufangen. Ich wurde damals durch dich richtig bissig und aggressiv, was ich überhaupt nicht mag. Denn eigentlich bin ich ein glücklicher, fröhlicher und verträglicher Mensch.

Du löst bei mir manches Mal viel Stress bei schulischen Arbeiten aus, auch jetzt gerade beim Verfassen dieses Textes. Die Gedanken fliegen nur so durcheinander, ich bin auf der Suche nach Wörtern und Sätzen. Mir fällt nichts ein Wenn du mir helfen willst, dann bringe bitte endlich Ruhe und Ordnung in dieses Durcheinander in meinem Kopf.

Ich hätte für die Zukunft einen großen Wunsch an dich: Besuche mich nicht mehr, denn dieses Wirrwarr in meinem Kopf ist echt störend und schwer zu ertragen. Lass mich einfach in Frieden und verschwinde aus meinem Leben! Ich wäre dir wirklich sehr dankbar für deine Rücksichtnahme.

Hoffnungsvolle Grüße
Josef

Kaja Haneder
GRG 19 Schule im Grünen Wien

In mir und rund um mich

Ich öffnete meine Augen. Rund um mich herum, lag endlose Stille. Unter mir, spürte ich den kühlen, harten Boden, auf dem ich lag. Über mir, sah ich die weiße Decke des Raumes, in dem ich mich befand. Langsam richtete ich mich auf und es kam mir so vor, als ob ich jahrelang hier gelegen wäre, ohne mich zu bewegen. Wahrscheinlich waren es aber nur ein paar Minuten gewesen. Diese Minuten hatten die Welt zum Negativen verändert. Das wusste ich, ohne aus dem Fenster zu schauen. Trotzdem richtete ich mich langsam auf und ging zu einem der kleinen Fenster unseres Kellers. In diesem Moment wünschte ich mir, dass ich für immer auf dem kalten Boden liegen geblieben wäre. Denn das was ich sah, verschlug mir die Sprache. Ein Abbild der Verwüstung lag ruhig vor meinen Augen. Hin und wieder hörte ich angstergfüllte Schreie, die das Bild, das ich sah, nur noch verschlimmerten. Plötzlich erfasste mich eine unendlich starke Kraft, die nur in mir existierte und ich spurtete die Treppe hoch. Die kleine Tür unseres Bombenkellers, die in der Wand eingesetzt war, ließ sich nicht öffnen. Eine riesengroß Panik erfasste mich, doch ich wusste, wenn ich jetzt schreien würde, würde das mein grausames Ende bedeuten. Ich rannte die Stiege wieder hinunter und tastete die Fenster ab, um zu sehen, ob sie offen waren. Endlich fand ich eine gekippte Öffnung, holte mir eine Leiter und kletterte hinaus ins Freie. Hier bot sich mir ein noch größeres Tohuwabohu, als sich es schon aus dem Fenster beobachtet hatte. Der Geruch von brennendem Metall stieg mir in

die Nase. Ich rannte zu der bom-
benfesten Tür vom Keller, aus dem
ich gekommen war. Doch unter all
dem Schutt, den unser eingestürz-
tes Haus hinterlassen hatte, fand
ich sie nicht. Aus der ferne hörte
ich „Heil Hitler“- Rufe und ein
Schaudern erfüllte meinen Körper.
Innerlich tobte ich. Gleichzeitig
verspürte ich das Gefühl von Hilflosigkeit und Verwirrung. In
diesem Moment wusste ich, dass
ich gegen diese Gefühle in mir an-
kämpfen musste, doch ich hatte
keine Ahnung wie. Ich wollte in
diesem ganzen Chaos meine Eltern
suchen und kämpfte mich durch
Ziegel und Reste von Häusern.
Ich erkannte die Straßen gar nicht
wieder. Überall lagen verwundete
Soldaten und Bürger. Ansonsten
waren kaum Leute zusehen, denn
es gab fast niemanden, der hier
sein Leben riskieren wollte. Doch
das Chaos und die Verwirrung, die
in mir drinnen herrschten, waren
noch um ein Vielfaches größer.
Wenn ich könnte, würde ich jetzt
hunderttausend Fragen auf einmal
stellen. Wo waren meine Eltern?
Wieso waren unsere Straßen so
zerstört? Wer hatte das gemacht?
Was hatte das alles überhaupt zu
bedeuten? Langsam sackte ich in
mir zusammen. Meine einst so
schöne, heile und friedliche Welt
war zusammengebrochen. Übrig
blieb nichts als ein Tohuwabohu.
Ich schloss die Augen und ver-
suchte mir vorzustellen, wie es früher
hier ausgesehen hatte, doch ich
schaffte es nicht mehr. Das Letzte
was ich vernahm, waren ein Schrei,
Planlosigkeit und Durcheinander.

Katharina Woschitz
Ingeborg-Bachmann-
Gymnasium Klagenfurt

Chaos im Klassenraum

Hi! Ich bin Luis, der Tafelschwamm
der 1D im Ingeborg Bachmann
Gymnasium. Vor einiger Zeit lerne-
te ich die neuen Schüler und Schü-
lerinnen kennen. Ich merkte, dass
unter ihnen genau dasselbe Tohu-
wabohu herrschte wie in der Klas-
se, in der ich zuvor wohnte. Aber
jetzt erzähle ich euch, wie einer
von diesen sogenannten Chaosta-
gen aussieht.

In der Früh, so gegen sieben Uhr,
lag ich noch ganz allein und ver-
schlafen im Waschbecken. Da kamen
plötzlich die ersten Kinder
und schalteten das Licht ein. Da-
nach stellten sie ihre Schultaschen
in die Ecke und legten ihre Jacken
darauf. Zum Schluss schalteten sie
das Licht wieder aus und versteck-
ten sich. Es waren Anna, Elli, Lea
und Kathi. Ein paar Minuten spä-
ter kamen dann weitere Schülerinnen
der 1D in die Klasse. Im Halbdunklen
erkannte ich, dass es Nora und
Katharina waren. Sie schalteten das
Licht nicht ein, da sie schon wussten,
dass die anderen ihnen einen Streich
spielen wollten und Katharina sagte nur: „Hallo,
alle miteinander!“ Nora musste
lachen und kicherte kurz. Auch
ich musste innerlich grinsen und
dachte darüber nach, ob die zwei
vielleicht schon da waren, als das
Licht in der Klasse noch brannte.
Weit kam ich mit meinen Gedanken
aber nicht, denn ich sah, dass
sich nun auch die zwei unter einem
Tisch versteckten. Keine Sekunde
zu früh, denn noch im selben Mo-
ment ging die Tür auf und Melissa
und Alisa standen in der Tür. Mel-
issa fragte Alisa: „Was machen wir
jetzt?“, sie kicherte, „ich war noch
nie die Erste in der Klasse!“ Alisa
kam gar nicht mehr zum Antwor-

ten, denn plötzlich sprang Kathi
fröhlich aus ihrem Versteck und
rief laut: „Haallooo!“ Ich wunderte
mich sehr darüber, da ich an ihrer
Stelle, so lange ich könnte, in mei-
nem Versteck geblieben wäre, und
auch Anna stöhnte über das Vorge-
hen der Mitschülerin und sagte zu
Alisa, die gerade verstört das Licht
einschaltete: „Kommt versteckt
euch auch!“ „Nein, ich will nicht!“,
war deren Antwort. Ein paar stille
Sekunden später trat auch Noel zur
Tür herein. Auch er weigerte sich,
sich zu verstecken. Solche Spaß-
bremsen dachte ich mir und pro-
bierte meine tiefgelben löchrigen
Augen an das helle Licht zu gewöh-
nen. Plötzlich waren meine Augen
wie aufgeblasen, denn ich merkte,
wie mich jemand aus dem Wasch-
becken holte und ich kurz darauf
im hohen Bogen durch die Klas-
se segelte und zufällig wieder im
Waschbecken landete. Im Augen-
winkel sah ich, dass irgendjemand
ein Stück hinter dem Waschbecken
stand und jubelte. Jemand anderer,
den ich auch nicht genau erkann-
te, holte mich recht unsanft wieder
heraus und schoss mich ins andere
Eck der Klasse. „Platsch!“, machte
es und ich landete auf Lena, die
inzwischen mit ein paar anderen
auch in diesem Tohuwabohu ange-
kommen war. Sie kreischte: „Iih!“
Das war jetzt aber wirklich eine
Frechheit. Sie behauptete, ich wür-
de stinken! Also, ich finde das
überhaupt nicht, nein ich würde
sogar meinen, dass ich duft! Doch
was war das? Bevor ich mich über-
haupt wehren konnte, wenn ich
es könnte, seifte sie mich mit der
Seife ein, von der die Mädchen im-
mer behaupten, dass sie wie Männer-
shampoo riecht. Als sie endlich
fertig war und mich auch noch mit
eiskaltem Wasser ausgespült hatte,
als ob ich sie extra getroffen hätte,
schrie Anna durch die Klasse:
„Die Lea hat heute Geburtstag!“
Man ließ mich sofort fallen, denn
die Klasse befand sich anscheinend

im Notzustand. Alle bastelten, so schnell sie konnten, Konfetti und zusammen eine Karte. Danach streuten sie alle Konfetti aus und sangen für Lea ein Lied, dass mir völlig unbekannt war und das ich nicht verstand. Ich hörte nur immer irgend etwas mit „Birthday“ oder so. Als die verwüstete Klasse danach aufgeräumt wurde, war es sehr laut. Alle schrien herum und meine kleinen weichen Ohren schmerzten. „Riiing!“, machte dann schließlich die Schulglocke und die erste Stunde begann endlich. Es wurde immer leiser und leiser. Alle setzten sich ruhig hin und bereiteten sich auf die erste Stunde vor. „Oh Mann, jetzt ist Mathe!“, hörte ich Marie zu Nora sagen und auch Kathi, Katharina und Alisa sahen nicht sehr glücklich aus. Plötzlich liefen Anna, Klara, Luca, Josip und Lea zur Tür. „Anscheinend wollen sie Schmiere stehen, bis die Lehrerin kommt!“, flüsterte Elli zu Marie. Dann war es so weit: Luca schrie durch die Klasse: „Die Wutte kommt, die Wutte kommt!“ Nur als kurze Aufklärung: mit „die Wutte“ ist Frau Prof. Wutte, die Mathematiklehrerin, gemeint. Als sie in der Klasse ankam, regte sie sich natürlich darüber auf, dass durch die ganze Klasse gebrüllt wurde. Sie sagte streng: „Hearz jetzt endlich damit auf zu schrein die Wutte kummt, die Wutte kummt!, ok?“ Alle lachten. Vor allem Feli, die sowieso immer lacht. Dann fingen alle an zu arbeiten. Ich fand das alles ziemlich langweilig, da ich nichts als Zahlen sah. Statt den anderen zuzusehen, wie sie in ihre Hefte starrten, dachte ich darüber nach, warum Frau Prof. Wutte das eigentlich so schlimm fand, dass Luca durch die Klasse gebrüllt hatte. Ich kam zu dem Schluss, dass Lehrer einfach mit diesem Chaos nicht viel anfangen können und freute mich einfach darüber, in einer so netten Klasse mit viel Tohuwabohu zu sein. Klar ist das Leben

als Klassenschwamm oft sehr langweilig. Etwa, wenn die Klasse, wie auch an diesem Tag, zwei Stunden Turnen hat und ich ganz alleine zurückbleiben muss. Es ist auch nicht immer lustig, wenn mich Kinder und Lehrer zum Tafelwischen benutzen und mich so wie Lena mit Seife einseifen und mit kaltem Wasser ausspülen, dass ich fast einen Kälteschock bekomme. Aber trotzdem liebe ich Chaostage wie diesen!

Lilly Hipp
Realgymnasium Zwettl
Niederösterreich

Vom Chaos zur Party

Ich wurde durch das Piepsen meines Weckers geweckt. 7:10 Uhr auf die Minute. Mit einem Seufzen setzte ich mich auf und wandte mich zu meinem Schreibtisch, dort war schon mein Morgenmantel drapiert. Mühsam hievte ich mich aus dem Bett und taumelte in Richtung Bad. Nie wieder würde ich meine Hilfe anbieten! Ich betrachtete mein Spiegelbild und bereute es gestern so spät ins Bett gegangen zu sein. Irgendwie versuchte ich mir die Augenringe aus dem Gesicht zureiben, doch da half wohl nichts. Ich putzte meine Zähne, wusch mein Haar, lackierte meine Fingernägel und wickelte mir ein Handtuch um die Haare. Ich marschierte zurück in mein Zimmer und stand geschlagene 30 Minuten vor meinem überfülltem Kleiderschrank. Unentschlossen musterte ich meine weiße Hose und die gerüschte Bluse. Griff aber dann doch zu meinem dunkelblauen Kleid. Ich zog es mir über und drehte mich nochmal im Spiegel. „Ich hatte schon mal schlimmer ausgesehen.“

Zufrieden griff ich nach meinem

Handy und stellte entsetzt fest, dass es schon neun war. Ohne darüber nachzudenken, griff ich mir irgendeine Tasche und raste zur Haustür meiner kleinen Wohnung. Als ich schon fast beim Stiegenhaus ankam stellte ich fest, dass meine Haare noch nass waren und ich nicht mal Schuhe anhatte. Gennervt ging ich zurück zur Tür und kramte währenddessen in meiner kleinen Handtasche herum. Taschentücher, Husten-Bonbons, Ladekabel. Wo ist er nur? Oh nein! Ich habe meinen Schlüssel liegen gelassen. Das war ja ein toller Start in den Geburtstag. Ich kloppte bei meinen Nachbarn an, wie eine Verrückte, doch keiner schien da zu sein. Ich rannte hinunter ins Erdgeschoss und durchwühlte die Hausmeister-Kammer nach irgendwelchen Schuhen. Oder wenigstens etwas schuhähnliches zum Anziehen. Da, Gummistiefel! Ich stieg hinein und zog meinen Fuß sofort wieder heraus. Angewidert sah ich meine Zehen an, an denen jetzt irgend ein braunes Zeug klebte. Mit einem Tuch, das gleich daneben lag, versuchte ich es irgendwie wieder herunterzubekommen. Ich schaute mich erneut verzweifelt um aber entdeckte sonst nichts. Da musste ich jetzt wohl durch, wenn ich nicht barfuß auf die Straße wollte. Ich stieg herein und verzog dabei mein Gesicht. Mit schnellen Schritten stürmte ich aus der Kammer und raus auf die Straße. Ich sah auf meine Uhr, halb zehn. Mist! Jetzt hab ich auch noch den Zug verpasst. Ich schaute mich verzweifelt um. Keine Ahnung was ich jetzt als nächstes tun sollte. Erneut kramte ich in meiner Tasche herum. Aha! Meine Geldbörse! Ich rannte zu dem kleinen Café ein paar Häuser weiter. Ich riss die Tür schnaufend auf und marschierte auf einen der Kellner zu. „Könnte ich kurz ihr Telefon benutzen?“ Er starnte mich an und ließ seine Augen skeptisch über

mein Outfit wandern. Kurz räusperte ich mich, um ihn aus seinen Gedanken zu reißen, da er schluckte langsam und nickte dann heftig. Danach brachte mir der Kellner ein Telefon und sprach noch immer kein Wort. Hektisch wählte ich die Nummer einer Taxi Firma und vertippte mich dabei zweimal. Es klingelte ein paar Mal, bis ein alter Mann mit stark russischem Akzent ran ging. Er versprach mir, dass jemand in 20 Minuten hier sein würde. Erleichtert seufzte ich und ließ mich auf einen Stuhl neben mir fallen. „Einen Kaffee! Extra stark bitte!“, den hatte ich mir jetzt echt verdient. Jetzt musste ich nur noch ohne Hindernisse zu meiner Mutter kommen und irgendwie versuchen ihren vernichtenden Blicken auszuweichen. Der Rest verlief also wirklich Hindernis frei. Ich trank meinen Kaffee und stieg in das Taxi, das genau rechtzeitig vor dem kleinen Café stand. „Wo darf denn hingehen?“, fragte der Fahrer mich mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen. „Nordbergstraße 12. Mein Onkel hatte Geburtstag, ich habe versprochen beim Herrichten für die Party zu helfen. Obwohl heute eigentlich mein Geburtstag ist.“, erklärte ich und bereute es schon fast wieder, da ich einem Fremden davon erzählte. Den Rest der Fahrt schwieg ich und starre bloß aus dem Fenster. Plötzlich hielt er an. „Wir sind da!“ Ich murmelte ein danke und reichte ihm das Geld nach vorne. Dann stieg ich aus und schlug die Tür hinter mir zu. Mit festen Schritten marschiert ich auf das Haus zu und drückte die Klingel und wartete, doch niemand öffnete. Ich drückte nochmal. Wieder nichts. Genervt versuchte ich durch das Glasfenster etwas zu erkennen. Fehlanzeige. Also nahm ich den Zweitschlüssel, der unter der Fußmatte lag und schloss mir selbst die Tür auf. „Hallo?“ Mein Herz fing an schneller zu schlagen.

Normalerweise kam mir immer jemand entgegengesprungen. Die blanke Angst überkam mich. Ich schrie durch das leere Haus. Warum antwortete denn niemand? Was war passiert? Ich ging ins finstere Wohnzimmer und plötzlich hörte ich Leute schreien. „Happy Birthday!“ Das Licht ging an und meine ganze Familie stand mit Geschenken und riesigen Torten vor mir. Tränen des Glücks und der Freude überkamen mich. Meine Mama kam auf mich zu und drückte mich fest an sich. Sie haben also doch an meinen Geburtstag gedacht. Mein Herz ging auf, wenn ich mir die ganze Dekoration ansah, die sie für mich vorbereitet hatten. Ich schloss meine Cousins in die Arme, die mir erklärte, wie viel Mühe sich alle für mich gegeben hatten.

„Wie konntet ihr bloß wissen, dass ich so spät erst kommen würde?“, fragte ich mal in die Runde. „Tja Schätzchen, wir hatten wohl einfach Glück heute... Außerdem kennen wir dich!“, lachte mein Onkel, für den ich dachte, dass die Party sei. Schon witzig, dass der Tag in so einem Chaos gestartet hatte und ich ihn in einer Party ausklingen lassen kann.

Magdalena Salzmann
Öffentliches Stiftsgymnasium
Melk Niederösterreich

Warum hast du Angst?

Es war einmal ein Mädchen, das fürchtete sich vor der Dunkelheit. Es hatte Angst, sobald die Nacht sich wie ein Schleier über das Dorf legte. Es hatte Angst, wenn das Licht ausging. Es hatte Angst, sobald ein Schatten an die Wand geworfen wurde. Das Mädchen lebte gemeinsam mit seinem Großvater in einem kleinen Tal, das von Bergen, die wie schlafende Riesen wirkten, eingeschlossen wurde. Der Großvater verstand die Angst des Mädchens vor dieser unsagbar dunklen Dunkelheit. Auch er hatte sich davor gefürchtet, als er noch ein kleiner Junge war. Und eines Abends, als das Mädchen sich zum wiederholten Male unter seiner Decke verkroch, setzte der Großvater sich zu ihm und begann zu erzählen...

„Als ich noch ein kleiner Junge war, fast so alt wie du es jetzt bist, da fürchtete ich mich genau wie du vor der Finsternis. Sobald es zu dämmern begann, flüchtete ich mich nach Hause zu meiner Mutter und verkroch mich in der Küche, in der es immer warm und hell war und nach frisch gebackenem Kuchen und warmem Kakao roch. Die anderen Jungen aus dem Dorf, in dem ich wohnte, verspotteten mich dafür, dass ich so ängstlich war, doch mir machte das wenig aus. Hauptsache, ich war vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause. Am Abend dann, als ich versuchte einzuschlafen, glaubte ich immer, ein Schatten würde seine Krallen nach mir ausstrecken, um mich zu sich ins Reich der Kälte zu ziehen. Wenn es besonders schlimm wurde, lief ich in die Küche und meine Mutter kochte dann für mich warme Milch mit Honig

und Zimt. Eines Abends jedoch, als ich zitternd unter der Decke lag und die Finsternis mit ihrer kalten, alles einnehmenden Wucht an mir zerrte, da beschloss ich, dieser Finsternis nachzugehen, bis ich am Grunde ihres Seins angelangt war. In den Nächten, in denen das Licht des Mondes durch Vorhänge aus Wolken zurückgedrängt wurde, stand ich mitten in meinem Zimmer und starrte den Schatten an. An anderen Tagen hätte ich mich verkrochen und versteckt, vor der Dunkelheit, die mir die Luft zum Atmen nahm. Nicht aber in diesem Moment. Ich war fest entschlossen, dem Grund meiner Angst nachzugehen. Als der Schatten mir seine Hand reichte, wie er es in jeder Nacht tat, fasste ich mir ein Herz und ergriff sie. Der Strudel aus Schwärze um mich herum schleuderte mich weit fort, hinein in die Finsternis. Ich rechnete mit einem jähnen Aufprall, doch entgegen meiner Erwartungen landete ich sanft inmitten der Düsterheit. Die allumfassende Schwärze griff nach mir und zerrte mich immer weiter auf sich zu, bald würde ich im Strom der Dunkelheit verschwinden und nie mehr daraus auftauchen. Ich wusste plötzlich, was geschehen würde, wenn ich jetzt nicht irgendeinen Einfall hatte, der mich retten würde. Doch die Finsternis drang in meinen Kopf ein und fraß mich von innen her auf, ich spürte, wie sie sich an meinem Hals entlang schlängelte, auf dem Weg zu meinem Herzen. Stille.

Dann eine zarte Stimme. War es meine eigene? „Was willst du?“ Eine solch unbedeutende Frage. An einem dünnen Faden hing sie baumelnd in der Höhe. Der Schatten und ich, wir beide konnten sehen, wie sie da so unschuldig über uns schwebte, unsicher ob sie verschwinden oder noch eine Weile bleiben sollte. Keiner wollte diesen Augenblick unterbrechen. Doch dann hörte ich den Schatten etwas

flüstern. Meine Augen hafteten drängend an ihm, ein Sturm tobte in ihnen, sie wollten, dass er seine Worte wiederholte.

„Antworten“. Wieder ein solch unbedeutendes, aber kraftvolles Wort. Unentschlossen rankte es sich in Bögen über uns hinweg. Es wusste nicht, was es hier tat. In meinem Kopf wummerte es: Antworten, Antworten, Antworten. Der Schatten richtete sich zu seiner vollständigen Größe auf, wie ein Berg ragte er über mich hinweg. Dann, etwas was ich nicht für möglich gehalten hätte, wäre es nicht in diesem Augenblick geschehen. Der Schatten fiel in sich zusammen, wie ein Kartenhaus, das durch einen sanften Windstoß umgeblasen wurde. Er schrumpfte zusammen, bis er nur ein bisschen größer war als ich. „Worauf willst du Antworten?“ Die Worte waren aus mir herausgedrungen, ehe ich sie zurückhalten konnte. Der Schatten schwieg. Wieder Worte, die von überall und von nirgendwoher kamen.

„Warum hast du Angst vor mir?“ Mit einer solchen Frage hatte ich nicht gerechnet. Sie schleuderte mich gegen die Finsternis und nahm mir die Luft zum Atmen. Denn eigentlich gab es keine Antwort darauf. „Warum hatte ich Angst vor dem Schatten und der Dunkelheit?“ Ich wusste es nicht. Und diese Leere in meinem Kopf machte mir klar, dass es keinen Grund gab, warum ich mich so vor dem Schatten und der Finsternis fürchtete. Ich meinte immer, die Dunkelheit würde mich aufzehren und alle Hoffnung aus meinem Herzen saugen, doch in Wahrheit bin ich es selbst, der die Angst wie einen Parasiten in meine Brust setzte. Nun sah ich dies ein und während ich mir all dessen bewusst wurde, wuchs und wuchs der Schatten immer weiter und wurde immer größer, bis er um ein Vielfaches so groß war wie zuvor. Er

erkannte das Einsehen in meinen Augen, auch ohne Worte. Der Schatten verschmolz mit der Dunkelheit hinter ihm, bis man nicht einmal mehr erahnen konnte, dass er je dagewesen war. Wie Eis, das die Sonne zum Schmelzen brachte, löste er sich in der Finsternis auf.“ Das Mädchen sah seinen Großvater aus staunenden Augen an, es wusste nicht, ob es die Geschichte glauben sollte. Als der Großvater ging und sich schlafen legte, blickte es voller Ungewissheit in die Dunkelheit. Es glaubte, einen großen Schatten zu sehen, der eine Hand mit langen Fingern nach ihm ausstreckte. Als das Mädchen schon fast in den Schlaf gesunken war, glaubte es noch ein leises Wispern zu hören: „Warum hast du Angst?“

Maya Pfleger-Schauer
Kollegium Aloisianum
Linz

Ein- und ausatmen

Es war einmal eine Mutter – Rosmarie. Lieber wurde sie wie in ihren Yogakursen Shanti genannt. Auch Ihre Kinder sollten sie Shanti nennen.

Vasuda und Mangala, mussten jeden Tag Sonnengrüße mit ihr machen. Die beiden hatten das dermaßen satt, dass sie sich jedes Mal freuten, wenn ihre Mutter auf ein Seminar fuhr.

So auch an diesem Tag: Shanti packte ihren Koffer, um nach Italien zu einem Yogakurs zu fahren, der sich speziell mit dem Atmen beschäftigen sollte. Als das Gepäck im Auto verstaut war, fiel Shanti ein, der Nachbarin noch sagen zu müssen, dass sie den Kindern einmal am Tag etwas zu essen bringen solle.

Als sie wie üblich zu spät und gestresst zu ihrem Atemkurs wegfuhren, atmeten die Kinder auf: „Endlich

ein paar Tage keine Sonnengrüße mehr und jetzt auf zu den Süßigkeiten!“ Das war ein Fest: einfach alles liegen und stehen lassen und essen, was man will! Statt gesunden Menüs wie Linseneintopf oder Tofu mit Spinat gab es alle verbotenen Leckereien: Haribo macht Vasuda froh und Mangala ebenso! Die Kinder genossen das Anti-Shanti Programm sehr. Als die Nachbarin klingelte, rief Mangala Vasuda zu: „Mach schnell die Tür zur Küche zu, sonst kommt Frau Ruhs noch auf dumme Ideen und nimmt uns unsere Naschereien weg!“

In der Tür stand Frau Ruhs: die nette Nachbarin mit so vielen Falten, die man niemals hätte zählen könnte. Sie hatte ein altmodisches lila Kleid mit Rüschen und eine rot weiße Schürze an, die so aussah, als käme sie aus dem Museum. Durch ihre schief sitzende Brille aus den 50er Jahren sah sie die Kinder an: „Hallo meine kleinen Yogi-Kinder, ich habe euch eine Tiefkühlpizza vom Spar geholt. Leider hatte ich keine Zeit, sie aufzuwärmen aber aufgetaut schmeckt sie bestimmt auch gut!“ Als sie sich endlich umdrehte und ging, knallten die Kinder wild die Tür zu und machten sich über die aufgetaute Pizza her, die zwar abscheulich schmeckte, aber nach den ganzen Süßigkeiten war zur Abwechslung etwas Salziges sehr willkommen. Auf dem Sofa fernsehend meinte Mangala: „Hast du dich schon einmal nach einem echten Freund gesehnt, der immer an deiner Seite steht?“ Müde schliefen die beiden Geschwister mit diesem Gedanken direkt am Sofa ein.

Als die Kinder am nächsten Tag bei ihrem Pudding-Frühstück saßen, griff Vasuda das Thema vom letzten Abend auf und sagte: „Ich hätte gerne einen Freund fürs Leben.“ „Ich habe einen Plan,“ berichtete Mangala mit glänzenden Augen. „Wir brechen heute Abend

in den Zoo ein und holen uns einen Freund: dein Lieblingstier ist ein Elefant und meines ein Vogelstrauß. Also holst du dir einen Elefanten und ich mir einen Strauß.“ Nun leuchteten auch Vasudas Augen. Er sprang auf und rief: „Ich muss mich beeilen, ich muss ein Elefantenbett und einen Elefantenfressnapf besorgen. Meinem Elefanten soll es schließlich gut gehen.“

Nach den Vorbereitungen gingen sie unauffällig die Straßen bis zum Zootor entlang. Mangalas Beine zitterten, ihrem Bruder ging es ähnlich. Sie sahen sich an und schlüpften durch ein Loch im Zaun, das sie von ihren Streifzügen gut kannten. Vasuda nickte in eine Richtung und flüsterte: „Da lang!“ Die beiden nahmen sich an den Händen und liefen leise den Weg zu den Afrikanischen Tieren. So schnell Mangala konnte, rannte sie in den Vogelstraußstall. Dort schließen alle Sträuße bis auf einen, der Mangala mit treuen Augen schief ansah. Sie wickelte ein mitgenommenes Seil als Leine um den Hals der Vogeldame.

Vasuda schnappte sich in der Zwischenzeit einen Babyelefanten. Die Kinder trafen sich wie ausgemacht beim Ausgang gingen mit ihren neuen Freunden nach Hause.

Als die beiden zu Hause angekommen waren, legten sie sich hin. An Einschlafen war nicht zu denken, da es innerhalb kurzer Zeit fürchterlich roch. Vasuda schaltete das Licht ein und sah riesige Haufen. Seine Schwester erstarrte und stammelte: „Oh Gott, ich habe nicht damit gerechnet, dass unsere Haustiere so große Häufchen mit so einem intensiven Duft machen. Was wird Mama sagen wenn alles nach Strauß gemischt mit Elefant mieft... besonders nach einem Atemkurs wird ihr das gar nicht gefallen!“ Die Kinder beschlossen, dass es am besten wäre, die Haustiere gleich in der Früh zurück in

den Zoo zu bringen. Vasuda holte eine Schneeschaufel und den größten Besen, den er fand um die großen Haufen zu entsorgen.

Schon um drei Uhr früh wurden die beiden Geschwister von lautem Tönen aufgeweckt: im Wohnzimmer saß der Elefant auf dem Sofa, das sich unter seiner Last durchbog und der Vogelstrauß rannte wie von einer Biene gestochen herum und warf alles um was nicht niet- und nagelfest war.

Schnell schlüpften die Kinder in warme Jacken, banden die Haustiere an ihre Leinen und gingen mit ihnen zurück zum Zoo. Der Vogelstrauß, der offensichtlich sehr gut geschlafen hatte, zerrte und riss dermaßen an der Leine weil er so schnell wie möglich zurück in seine gewohnte Umgebung wollte.

Vasuda hatte es hingegen nicht einfach weil der Elefant neugierig bei allen Käfigen stehenblieb und die Tiere kennenlernen wollte. So dauerte es fast eine Ewigkeit, bis beide Tiere nach einem abenteuerlichen Ausflug wieder bei ihren Herden waren.

Mangala und Vasuda hatten gemischte Gefühle: einerseits war es ein Gefühl von Traurigkeit weil sie nun keine Haustierfreunde mehr hatten, andererseits waren sie sehr erleichtert: zum Glück kein Gestank mehr in der Wohnung!

Vasuda drückte dem Elefanten einen Kuss auf die Wange. „Auf Wiedersehen, lebe wohl!“ Mangala umarmte ihren traurigen Bruder und meinte: „Unseren Freunden geht es hier sehr gut. Es ist besser so!“ Dann gingen die Kinder zurück nach Hause.

Am nächsten Tag läutete die Nachbarin Frau Ruhs ganz früh an der Tür. „Entschuldigung, ich habe gestern auf euch vergessen! Ich hoffe, ihr habt keinen allzu großen Hunger. Ich soll euch ausrichten, dass heute Mittag eure Mutter zurückkommt. Wahrscheinlich sitzt sie schon im Auto.“ meinte die

Nachbarin. Die Geschwister liefen ins Wohnzimmer. Dort sah es aus als hätte eine Bombe eingeschlagen. „Wir müssen aufräumen!“ Vasuda begann hektisch die Scherben aufzuklauben...

Zu Mittag umarmten sie die Mutter herzlich. „Kinder, ich habe euch etwas mitgebracht. Ihr wolltet immer Haustiere. Natürlich ist es unmöglich, große Tiere in unserer Wohnung zu halten – das wisst ihr natürlich selber... also habe ich euch Schildkröten mitgebracht!“ Ihre Kinder strahlten. Shanti machte einen zufriedenen, tiefen Atemzug so wie sie es in ihrem Kurs gelernt hatte und fragte: „Sagt mal, riecht es hier nicht irgendwie... speziell?“

Als Mangala und Vasuda die Schildkröten Willi und Olli in Händen hielten, sahen sie sich glücklich an und atmeten tief durch. Jetzt hatten sie tatsächlich Haustiere. Zum Glück solche, für die man keine Schneeschaufel benötigt.

Beim Frühstück verkündete die Mutter fröhlich: „Jetzt wo ihr euren neuen Freunde habt, seid ihr sicher nicht traurig, dass ich nächste Woche zu meinem nächsten Yogakurs aufbreche. Diesmal geht es um gesunde Ernährung. Ich komme bestimmt mit vielen gesunden Rezepten nach Hause, die wir uns dann schmecken lassen!. Ist das für euch in Ordnung?“ Die beiden nickten stumm und sahen sich diebisch an: auf zu einem neuen Anti-Shanti-Tohuwabohu!

Neil Dölling
Rudolf Steiner Schule
Wien

Die letzte Seite

Wenn ich sagen würde, Sregnivar wäre ein „etwas“, würde ich lügen. Aber ein „jemand“ war Sregnivar auch nicht. Er war etwas, aber auch nichts. Irgendwie war Sregnivar eine Mischung aus vielen Tierarten. Er war am ganzen Körper behaart, hatte einen langen Schwanz und ein großes Maul, aus dem ständig Blödsinn kam. Sregnivar lebte zurückgezogen in einer Höhle im Wald, da er von der Welt nichts mehr mitbekommen wollte. Er hätte ein normales Leben führen können, wären da nicht die Geier gewesen. Alle Geschöpfe im Funklerwald fürchteten sich vor den Geiern, die vor vielen Jahren einem Zauberer die letzte Seite seines Zauberbuches gestohlen hatten. Auf dieser Seite war ein ganz besonderer Zauber aufgeschrieben. Er ließ sein Opfer das Gedächtnis und sogar den Verstand verlieren. Der Name dieses Zaubers lautete „Tohuwabohu“. Sregnivar hatte keine Ahnung, wie bald er Bekanntschaft mit diesem Tohuwabohu machen würde. Eines Tages auf dem Weg durch den Wald hörte Sregnivar ein Geräusch, das an Flügelschläge erinnerte. Erst dachte er, es wäre ein Rabe, doch es waren viele Flügel, Geierflügel, die da auf ihn herabstürzten....

Von seinem Eulenloch aus erblickte Twist das Geschehen: drei Geier lieferten sich einen Kampf mit einem sonderbaren Wesen, wie es der kleinen Eule noch nie begegnet war. Es war von Kopf bis Fuß behaart und hatte einen langen Rattenschwanz. Das Maul dieses Geschöpfes war so groß, dass es Twist mit einem einzigen Bissen verschlingen hätte können. Das unbekannte Wesen schlug nach

den Geiern, versuchte sie zu beißen, sprang auf sie zu und warf sogar mit Steinen nach den Vögeln. Nichts half. Ein Krallenheib der Aasfresser und das Ungeheuer fand sich am Boden wieder. Blut tropfte aus den Wunden des fremdartigen Tieres und es sah so aus, als wäre der Kampf entschieden. Die Geier begannen nun zu hüpfen und tanzten im Kreis um das Wesen. Wie von Geisterhand wurde die Gestalt dabei nach oben und unten, nach links und nach rechts geschleudert. Ein unangenehmes Gefühl stieg in Twist hoch, ein Kribbeln, sodass sich der Eule die Federn im Nacken aufstellten. Twist fühlte sich gar nicht mehr so geborgen in seiner Eulenhöhle. Wollten die Geier denn nicht aufhören? Auf einmal fiel das seltsame Wesen wie ein Sack Kartoffeln zu Boden. Es rührte sich nicht. Twist konnte seinen Augen kaum trauen. Und als wäre ihr Tagwerk nun vollbracht, flogen die Geier von dannen. Als die Luft rein war, flatterte Twist zum leblosen Körper des Wesens. Sein Zustand war wahrlich schlechter als gedacht. Aus jeder erdenklichen Pore blutete es und Schaum sammelte sich in seinen Mundwinkeln. Doch auf einmal begannen alle Wunden, sich zu schließen und zu verheilen. Langsam öffnete die Kreatur die Augen und blickte ängstlich und verwirrt umher. Dabei entdeckte es seinen Schwanz und versuchte, vor ihm zu fliehen. Scheinbar hielt es ihn für etwas Gefährliches. Mit einem gewagten Hechtsprung beförderte sich das Wesen auf einen großen Stein, doch das schreckliche Ding, sein Schwanz, schien es weiterhin zu verfolgen. Da ging das Wesen in den Angriff über und biss mit einem lauten Kampfschrei in seinen eigenen Schwanz. Au weh! Es heulte vor Schmerz laut auf und Twist musste lachen. Als das Wesen nun Twist bemerkte, wollte es sich vor ihm verstecken, fand aber

kein Schlupfloch. Twist hüpfte ihm hinterher.

„Du brauchst keine Angst vor mir haben, ich tu dir nichts,“ sagte Twist mit seiner liebsten Stimme zum Wesen. Das Wesen sah Twist an und wurde allmählich ruhiger. „Wo bin ich?“ fragte das Wesen. Bevor Twist antworten konnte, fügte die Kreatur hinzu: „Oder besser, wer bin ich?“

„Du weißt nicht, wer du bist? Und du erkennst du auch nicht, wo du bist?“

„Nein, ich weiß gar nichts mehr,“ sagte das Wesen, „kannst du es mir nicht sagen?“

„Nein,“ antwortete Twist, „außerdem habe ich zuerst gefragt.“

„Und wer bist du?“, fragte das Ungeheuer, als es zusammen mit Twist zum Waldsee ging.

„Ich bin Twist,“ sagte Twist, „Und das ist der Funklerwaldsee. Trink erst einmal etwas.“

Das tat das Wesen. Doch als es sich über das Wasser beugte, um zu trinken, sah es sein Spiegelbild. Es erschrak heftig und fragte entsetzt: „Wer ist denn dieses Ungeheuer?“ Twist antwortete erstaunt: „Kennst du den nicht?“

Sregnivar betrachtete wieder das Spiegelbild und beobachtete, dass es jede seiner Bewegungen sofort nachmachte. Allmählich dämmerte es ihm.

„Das bin ja ich!,“ rief er in einer Mischung aus Freude, Erstaunen und Entsetzen.

Und nun fiel ihm wieder knallhart ein, wer er war.

„Ich bin Sregnivar!,“ rief er, „wir müssen schnell hier weg!“

„Wieso?,“ fragte Twist, dem es am Waldsee sehr gefiel.

„Ich habe ein Buch, ein Zauberbuch, um genau zu sein. Ein mächtiger Zauberer hat es mir einst gegeben, da er wusste, dass die Geier es ihm stehlen wollten.“

„Woher wusste er das?,“ wollte Twist wissen.

„Sie haben ihn schon einmal be-

stohlen. Damals konnten sie jedoch nur die letzte Seite aus dem Buch klauen. Darauf stand ein Fluch, er lässt das Opfer alles vergessen und macht dich ganz wirr im Kopf.“

„Wow,“ Twist war beeindruckt, „und damit warst auch du verzubert. Was hat dich davon erlöst?,“ überlegte Twist, doch in diesem Moment hörten sie ein hinterlistiges Gackern – es waren die Geier. Stumm reckte ihr Anführer den Hals nach vorne, das war das Zeichen zum Angriff. Drei Geier stürzten sich auf Twist und Sregnivar. Und obwohl Twist und Sregnivar keine Chance gegen die drei Geier hatten, kämpften sie tapfer.

Jetzt kommt der Teil der Geschichte, von dem ich eigentlich nicht berichten wollte. Doch wenn dies wirklich eine Geschichte sein soll, an die man sich erinnert, muss ich wohl von diesem Geschehnis erzählen:

Einer der drei Geier gab Twist einen Kopfschlag, sodass er oben und unten nicht mehr unterscheiden konnte. Bevor Sregnivar einschreiten konnte, begannen die Geier zu hüpfen und drehten sich im Kreis um Twist herum. Es war der Tohuwabohu-Zauber. Die kleine Eule hielt diesen Strapazen nicht stand. Mit allerletzter Kraft ließ Twisteinen lang gedehnten Eulenruf erklingen, dann fiel er leblos zu Boden. Keine Frage, Twist war tot. Sregnivar hatte nichts dagegen unternehmen können, alles war so schnell gegangen. Mit gierigen Blicken nahmen die Geier nun auch Sregnivar ins Visier, doch plötzlich erschienen am Himmel Eulen, große Schleiereulen. Es war kaum zu glauben, Twist hatte mit allerletzter Kraft nach ihnen gerufen und sich so für Sregnivar geopfert. Als die Geier die Schleiereulen erblickten, ergriffen sie sofort die Flucht und ließen sich nie wieder blicken. Es kehrte wieder Ruhe im Funkler-

wald ein.

Sregnivar überlegte lange, was ihn wohl vom Tohuwabohu – Zauber erlöst hatte. Er kam nicht drauf. Doch er wusste von nun an, dass er die kleine Eule Twist sein Leben lang nicht mehr vergessen würde.

Valentina Mirtic
BG/BRG St. Veit an der Glan

Es ist ein lauer Frühlingsmorgen und die Häuser des Irmgard-Wollseif-Wegs liegen friedlich in der Sonne, als würden sie in allen Spaziergängern, die zufällig vorbeikommen könnten, den Eindruck erwecken wollen, in dieser kleinen, niedlichen Straße könnte niemand auch nur einer Fliege etwas zu Leide tun. Was, wenn man es recht bedenkt, nicht unbedingt der Wahrheit entspricht. Schließlich weiß in dieser Gegend nun wirklich jeder, dass Herr Müller gnadenlos alle Fliegen, die sich in die Nähe seiner Hedelfinger Riesenkirschen wagen, mit seiner quitscheentchengelben Fliegenklatsche durch seinen Garten und gegebenenfalls auch durch die ganze Straße jagt. Es ist kurz vor sieben, und die morgendliche Stille wird einzig und allein vom Gezwitscher der Vögel untermaut. Was daran liegen mag, dass Herr Müller noch friedlich in seinem Bettchen schlummert und von einer sensationellen Fliegen-Abwehr-Maschine träumt, während sich die Fruchtfliegen hinter seinem doppelten Fliegengitter auf seinen heißgeliebten Kirschbäumen prächtig amüsieren. Besonders lange währt diese Ruhe jedoch nicht, denn in der Nummer 13, einem gelb angestrichenen Haus mit Blumenläden an den Fenstern, klingelt der Wecker. Natürlich klingelt der Wecker. Was soll er denn bitte schön auch sonst tun, wenn unsere Autorin weder genug Zeit noch Kreativität aufbringen kann,

um sich einen etwas originelleren Einstieg in die Geschichte einfallen zu lassen? Zudem kann so ein Wecker ja auch ein überaus nützliches Stilelement sein, wenn es darum geht, Spannung aufzubauen. Lassen wir uns also überraschen: Wird unsere Protagonistin ihn an die Wand werfen? Oder doch aus dem Fenster, wo er dann der netten Nachbarin Frau Schmidt, die gerade ihren Dackel Waldi spazieren führt, auf den Kopf fällt? Nein? Unsere Autorin entscheidet sich für Option Nummer „Langweiliger geht's nicht mehr“:

Charlotte Weber dreht sich, noch im Halbschlaf, auf die andere Seite, vergräbt ihr Gesicht im Kissen, das übrigens einen ganz reizenden Überzug hat, pastellrosa mit bunten Blümchen, und murmelt etwas Unverständliches hinein. Der Wecker klingelt unbeirrt weiter, und Frau Schmidt, just in diesem Moment auf dem allmorgendlichen Spaziergang mit Dackel Waldi, versucht mit Leibeskräften, ihren Schützling, nunmehr sehr beschäftigt damit, wild das geöffnete Fenster anzukläffen, dazu zu bewegen, eben diesen fortzusetzen. Charlotte, oder auch Cherry, wie sie von ihren Freunden liebevoll genannt wird, versetzt ihrem Radiowecker gezielt einen kräftigen Schlag auf die Ausschalttaste, wobei sie im Übrigen ganze sechsundvierzig Sekunden braucht, sich zu dieser doch recht kraftaufwendigen und anstrengenden Tätigkeit durchzuringen. Nachdem Cherry sich noch einmal ausgiebig gestreckt hat, rafft sie sich dazu auf, ihr verlockend gemütliches Bett zu verlassen und sich stattdessen dem Aussuchen ihres heutigen Outfits zu widmen. Einen Moment später steht sie vor ihrem geöffneten Kleiderschrank, wahlgemerkt ein Einzelstück und Cherrys ganzer Stolz, weiß lackiert und an den Schranktüren mit doch recht kitschigen Schnitzereien ver-

sehen, die diese aussehen lassen wie Engelsflügel, und betrachtet ausführlich die beachtliche Menge an Oberteilen, Leggins, Röcken und Shorts, die ordentlich gefaltet und übereinander gestapelt sind. Sie nimmt ein weißes T-Shirt mit der Aufschrift „Karma regelt das“ heraus, das obenauf liegt, und hält es sich prüfend an die Brust, während sie sich mit einem breiten Lächeln im Gesicht eingehend im Spiegel an der Wand gegenüber mustert. Sie zuckt mit den Achseln, schnappt sich noch eine kurze Jeans, und verschwindet zum Umziehen hinter einem der Flügel. Im Grunde genommen ziemlich unnötig, wenn man bedenkt, dass außer Cherry selbst niemand im Zimmer ist. Vielleicht macht es einen unterschwellig ein wenig paranoid, auf Schritt und Tritt verfolgt zu werden, auch wenn die gute Cherry unsere werte Frau Autorin hier natürlich keineswegs sehen kann.

Ein wenig später, Cherry hat sich inzwischen noch eine dunkelgrüne Sommerjacke übergezogen, einen Apfel gefrühstückt und sich mit ihrer kleinen Schwester eine Ran gelei im Flur geliefert, aus welcher sie natürlich als Siegerin hervorgegangen ist, was für eine Frage, verlässt sie das Haus in Richtung Bushaltestelle. Unterwegs plaudert sie ein wenig mit Frau Schmidt, die mittlerweile in widerwilliger Begleitung von Dackel Waldi bereits die zweite Runde um den Block dreht, und schmunzelt ein wenig, als sie am Straßenschild des Irmgard-Wollseif-Wegs vorbeiläuft, das jemand – Cherry hat nicht die geringste Ahnung, wer, wirklich nicht – mit Panzertape so präpariert hat, dass darauf nun nur noch das Wort „Irr-Weg“ zu lesen ist. Der Weg zur Bushaltestelle ist nicht besonders weit, und der, der zu Cherrys Schule führt, im Grunde genommen auch

nicht, aber weiter laufen als nötig kommt trotzdem nicht infrage, schließlich hat sie die neuen weißen Sneaker an, und so dauert es kaum fünf Minuten, bis Cherry aus der Ferne das kleine Bushäuschen sehen und ihre beiden allerbesten Freundinnen, Lilli und Marlene, lauthals plappern hören kann. Einige Momente später findet sie sich in einer bestimmt dreiminütigen Gruppenumarmung wieder. Kaum ist diese beendet, beginnen alle drei gleichzeitig und heillos durcheinander damit, den jeweils anderen in allen bedeutenden und belanglosen Einzelheiten ihren vergangenen Nachmittag zu erläutern. Marlene lässt sich ausgiebig darüber aus, wie uncool es doch ist, mit seiner Großtante, die man in seinem bisherigen Leben bestimmt bereits drei-, oder vielleicht auch viermal, gesehen hat, deren Geburtstag zu feiern, so richtig mit Tischdecken mit Blümchenmuster-Motiv, Spitzengedeck und beinahe schon antikem Teeservice. Lillis Nachmittag dagegen war nicht umbedingt sonderlich ertragreich, dafür hat sie eine neue Serie entdeckt und mit ihrer Katze Nala gekuschelt. Cherry selbst hat ihre kleine Schwester dazu überredet, den Nachmittag auf dem Spielplatz in der Nähe der Schule zu verbringen. Und während diese höchstzufrieden im Sandkasten eine Ritterburg gebaut hat, hat Cherry der Basketballmannschaft ihrer Schule, in der auch Jan und Noah aus ihrer Klasse mitspielen, beim Training zugesehen, das jeden Mittwoch auf dem Basketballplatz stattfindet, der, was für ein unglaublicher Zufall, direkt neben diesem Spielplatz liegt. Cherry stutzt und zieht empört ein wenig die Augenbrauen zusammen. Dann dreht sie sich auf dem Absatz um, weg von ihren Freundinnen, die davon keinerlei Notiz nehmen und munter weiterquatschen, und fängt an, zu brüllen, obwohl da niemand ist, den sie

anbrüllen kann, wenn man von der Straßenlaterne einige Meter weiter absieht.

Oh, da ist jemand wütend. Und unsere werte Autorin ist ganz offensichtlich ein wenig durch den Wind, da hat sie doch tatsächlich die Namen verwechselt; es sollte Finn heißen, und nicht Jan. Ich sag es ja schon die ganze Zeit; hätte ich ihr nicht wenigstens ein klein wenig Anspruch angedichtet, hätte sie doch tatsächlich ein Crossover zu Harry Potter und Fluch der Karibik geschrieben – Captain Potter und seine unbesiegbare Drei-Mann-und-Frau-Crew, bestehend aus Luna Lovegood, Cornelius Fudge und Albus Percival Wulfric Brian Dumbledore, gegen Angelica und die Besatzung der Flying Dutchman, oder wie?

Euer verdammter Ernst, ihr Pappnasen? Ich fordere eine neue Autorin! Und einen neuen Erzähler gleich mit dazu, bitte sehr!

Nun aber mal halblang! Ich besetze mich selbst ganz bestimmt nicht neu!

Na schön! Dann lass es eben bleiben! Ich streike. Ich mache gar nichts mehr! Ich bleibe einfach hier stehen und warte, dass jemand diese Geschichte beendet.

Und Cherry wartet...

und wartet...

Kategorie II

In dieser Kategorie werden die Texte der Schülerinnen und Schüler der 7. bis 9. Schulstufe (13-bis 15-Jährige) bewertet.

Jurorinnen:

Laila Docekal | Mag.^a Lydia Haider | Claudia Mann, MSc, MBA | Dr. Harald Raffer
| Mag.^a Karin Prucha | Stefanie Sargnagel | Sabine Tscharre



Laila Docekal

Laila Docekal leitet das Leben-Ressort beim KURIER und verantwortet unter anderem die Familien-Seite, die jeden Samstag im KURIER erscheint.

Lydia Haider geb. 1985, Schriftstellerin, lebt in Wien und Berlin. Außerdem: Chefpredigerin der Musikkapelle gebenedeit. Studierte Germanistik und Philosophie, ist Mutter zweier Kinder und organisiert mit Kolleg*innen die Lesereihe Blumenmontag. Mit der Wiener Grippe/KW77 schreibt sie Reiseberichte. Lydia Haider ist Hausautorin am Volkstheater Wien und schreibt auch für weitere Theater, etwa die Volksbühne Berlin.



Mag.^a Lydia Haider



Claudia Mann, MSc, MBA

Claudia Mann ist Redaktionsleiterin von Futter, dem jungen Magazin der Kleinen Zeitung, und Moderatorin sowie redaktionelle Leiterin der News-Sendung "Was geht?"



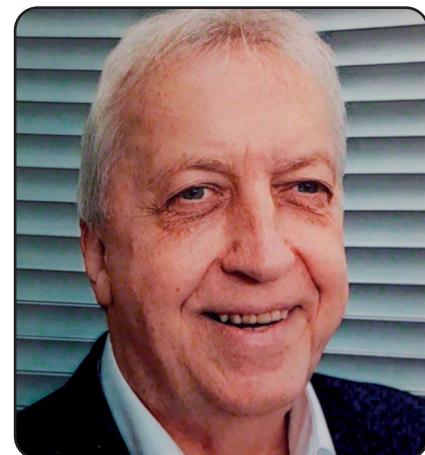
Mag. a Karin Prucha

Karin Prucha, Schriftstellerin und Fotokünstlerin
Wächst auf in Kärnten und Wien. Schreibt seit der Kindheit Lyrik und Prosa.
Studium der Germanistik, Kultur- und Kommunikationswissenschaften, Coaching-Ausbildung.
Lebt und arbeitet in Klagenfurt/Celovec freiberuflich als Schriftstellerin, als Dramaturgin und Regieassistentin am Theater, als Coach und Moderatorin. Künstlerische Leitung, Organisation und Inszenierung von ungewöhnlichen Literatur- und Kulturveranstaltungen.
2020 Jahresstipendium Land Kärnten für Literatur

Harald Raffer am 10. 12. 1956 in Bleiburg als zweites von vier Kindern des Postbeamten und Gastwirtes Kunibert Raffer und dessen Frau Hermine (geb. Grasser) geboren

Als Redakteur zahlreiche Mitarbeiter zu Journalisten ausgebildet, „daneben“ etliche Jahre Lehrbeauftragter der Klagenfurter Universität (Medienkommunikation). Verfasser unzähliger Exklusiv-Geschichten, Reportagen (im Wallraff-Stil) und ungewöhnlicher Interviews (vom Heiligen Vater bis zu Gaddafi).

Zahlreiche Journalistenpreise und Ehrungen. Vom Staatspreis des Wissenschaftsministeriums bis zum „Journalist des Jahres“, vom Ehrenzeichen des Landes bis zum „Kärntner Menschenrechtspreis“. Mitglied des Präsidiums „Kuratorium Sicherer Österreich“.



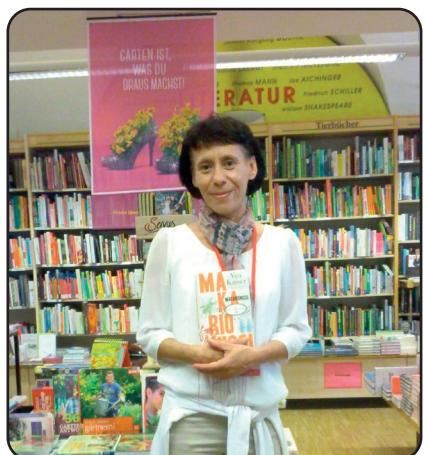
Mag. Dr. Harald Raffer



Stefanie Sargnagel

Stefanie Sargnagel schreibt humoristische Texte und zeichnet Cartoons vor allem im Internet, aber zum Geld verdienen auch in gedruckten Medien (Bücher, Vice, Süddeutsche, Zeit,...). Bald gewinnt sie alle Preise.

Sabine Tscharre, Jahrgang 1970, seit über 20 Jahren im Team der Kärntner Buchhandlung



Sabine Tscharre

Bewertungsübersicht Kategorie II

Platzierung	Name	Schule
1. Platz	Emma Rodiga	BG/BRG Lerchenfeld
2. Platz	Nora Antonic	Liselotte Gymnasium, Mannheim
2. Platz	Amelie Kratky	Sir Karl Popper-Schule, Wien

Folgende Texte kamen ebenfalls in die engere Auswahl:

	Andreas Müllner	Ingeborg Bachmann Gymnasium
	Elias Jeremy Gregoritsch	Ingeborg Bachmann Gymnasium
	Emilia Schmölzer	Waldorfschule, Klagenfurt
	Fiona Zimmermann	BG/BRG Peraugymnasium, Villach
	Leon Kühl	Waldorfschule, Klagenfurt
	Lina Rattay	GRG 23 Alterlaa, Wien
	Marlon Vecsey de Vecse	Waldorfschule, Klagenfurt
	Mira Gottwald	BG/BRG Erlgasse, Wien
	Miriam Barta	BG GIBS, Graz
	Ronja Wahrlich	BORG Spittal
	Rosmarie Haubert	Akademisches Gymnasium, Wien
	Theresa Kenda	Ingeborg Bachmann Gymnasium



© Marco Riebler

ENSEMBLE:PORCIA

1+1 gratis

Gültig auf die Kinderkomödie „Robin Hood, das kleine Füchslein“ mit zahlreichen Terminen im Juli & August.

Tipp: Der Open-Air-Theaterwagen mit Stationen in ganz Kärnten zeigt u. a. die Kinderkomödie „Herr Dommeldidot will nicht sprechen“.

Escape Room Klagenfurt

€ 5,-

Ersparnis pro Eintritt

Wie wäre es mit „Alice in Wonderland“? Der Themenraum steckt voller Geheimnisse und Rätsel, die binnen 60 Min. entschlüsselt werden sollten. Ein spannendes Abenteuer für die gesamte Familie!



© Szucs & Partner OG



© pep juice bar

pep juice bars

1+1 gratis

beim Kauf desselben Getränks

Kaufen Sie in der pep juice bar in den City Arkaden Klagenfurt oder im ATRIO Villach einen frisch gemixten Smoothie und Sie erhalten denselben gratis dazu. Der ideale Energiekick für Sie und Ihre Begleitung!

**+150
weitere
Vorteile!**

Das lohnt sich!

Kelag-Kunden haben's gut. Dank exklusivem Vorteilsclub können sie jährlich bis zu € 1.000,- sparen.
Sichern auch Sie sich Ihre Vorteile.

Jetzt anmelden:

T: 0463 525 8000



plusclub.at/anmelden

1. Platz
Emma Rodiga
BG/BRG Lerchenfeld
Klagenfurt



Emma Rodiga

Mein Name ist Emma Rodiga, ich komme aus Klagenfurt und bin 14 Jahre alt sowie Schülerin des BgLerchenfeld-Gymnasiums. Man kann mich als sportbegeistert, sehr eloquent und unabhängig beschreiben. Ich habe eine Begabung für beides Sprache und Sprachen im Allgemeinen und bin insofern stolz darauf, weil ich damit in meiner Familie eine eher exotische Erscheinung abgebe, wenn man bedenkt, dass sich all meine näheren Verwandten eine Bestimmung entweder im Bereich Mathematik oder Informatik gesucht haben. Das Lesen und Schreiben sind für mich eine Art Übergang von Fähigkeiten, ich habe mit Ersterem angefangen und daraus hat sich Letzteres entwickelt, ohne einen fixen Umschlagspunkt festlegen zu können. Literatur hat in meinem Leben von beiden Seiten eine große Bedeutung, aber im Grunde bin ich mir ganz zweifellos sicher, dass ich mit mir nichts anderes anfangen möchte als schreiben.

Vom Weggehen

Und da saßen sie nun. Weit voneinander entfernt und dachten an sich, an umgefallene Bäume, die mit ihren gelösten Wurzeln Gedanken aus den Köpfen rissen, an eine vom Himmel tropfende Sonne, wenn man einen Spalt bloß freimachte von den geschlossenen Augen und unpräzise durch die wie zwischen Strommasten gespannte Kabel über den Lidern verwachsenen Wimpern ein halbes Licht fallen ließ, sie dachten an Adventskalender mit 28 schluckenden Türchen und farblos gerahmte Spiegelfliesen. Sie platzierten sich auf allerlei überragenden Spitzen, weil sie sich kaum kannten. Sie schabten Staub aus den Ofenrillen, wenn sie von der Küchenarbeitsplatte blickten, zupften sich gedankenverloren Blätter aus den Haaren, wenn sie gedachten, sich in Baumwipfeln inspirieren zu lassen, und überschlugen die fest beschuhnten Füße, wenn es ein Berg sein sollte, von dessen Höhe sie eine gut sichtbare Antwort erwarteten. Sie suchten die Hände über dem Balkongeländer verschränkt, von den Gartenhüttendächern ins Gras spähend und mit von Stegen bauenden Füßen und ein Gedanke wuchs in ihren Köpfen. Er ließ sie nachdenklich die Stirnen in Falten legen, wie an die Straßenseiten geschobener Schnee rückte die Haut zusammen und formte grübelnde Züge um die Gesichter, während sie begannen, Termine aus ihren Kalendern zu streichen. Überall gab es sie hier, die Menschen, die davon träumten, einfach wegzugehen, die meinten, in ein anderes Leben gehen zu können, wie in ein anderes Zimmer, und die Tür zu dem, aus dem sie kamen, die wollten sie einfach zumachen. Zumachen und abschließen, am besten mit Brettern zunageln noch. Sich umdrehen, das machten sie gedanklich groß, sie dachten, sie

seien nicht genug von ihnen selbst, dass sie in Wirklichkeit ganz anders seien, viel weiter reichen könnten, und fast zweifellos vermuteten sie, ihre Rückseiten würden eher sie selbst sein als sie. Bedeutungsvoll stellten sie es sich vor, wie sie alle Möbel aus der Wohnung hinaus in den Gang schoben, um in leeren Räumlichkeiten stehen zu können, weil es sich darin bestimmt leichter Abschied nehmen ließ, und dann, wenn sie dastanden, mit an den Beinen klebenden Hosen, denn die Möbel waren sicherlich schwer für einen allein, dann würden sie majestatisch ihre Pullover an den Säumen fassen und so von sich streifen, dass beide nachher auf links gedreht wären, mit der nach außen gekehrt werdenden Naht würde eine ganz neue Version von ihnen zum Vorschein kommen. Eine, die tief durchatmen würde, wenn sie nur mehr ein Unterhemd an hätte, und ohne noch einmal den Kopf nach hinten zu wenden ihr auf dem hinausgeräumten Kasten ruhendes Gepäck nehmen würde, um auf schnellstem Weg zum Bahnhof zu gelangen, vielleicht sogar zum Flughafen. Dort würde sie sich an einem Bahnsteig platzieren oder in solch eine in ein aus Absperrbandzäunen bestehendes Labyrinth gezwängte Menschenreihe, die sich mit ächzenden Koffern ihren Weg zum Ticketschalter bahnte, und in ein Gefährt in die Ferne steigen. Mit dem Fuß, der den fremden Boden berührte, wäre alles gewandelt, seufzten sie stumm.

Mit überzeugten Augen kletterten sie von ihren Anhöhen, einem wehenden Umhang gleich zogen sie die Überzeugung hinter sich her, während sie sogar vom Küchentisch hinunter über schmale, steinige Wege rannten, um der Aufregung Platz zu geben. Sie richteten sich nach ihren Ausmalereien und packten ihre Taschen, sie ließen sich nicht aus der Ruhe bringen davon, dass, als ihre Pul-

lover grazil zu Boden segelten, es ihnen so vorkam, als würden sie einen Pullover ausziehen und nichts weiter. Die Wirkung merkt man erst später, dachten sie, als sie noch hastig die Zahnbürsten einpackten, wahrscheinlich sehn es zuerst die anderen, beruhigten sie sich drei Straßen weiter, ist das wirklich eine gute Idee?, fragten sie sich, als ihnen das Wechselgeld samt einer Fahrkarte in die Hand gedrückt wurde. Unsicher hielten sie nach ihren Stationen Ausschau und stolperten mit an die Fersen schlagenden Rollkoffern zwischen den Wartebänken und Plänen nach vorne. Sie klopften mit den Schuhspitzen auf den Boden, schlügen die in der Ungeduld zu warm gewordenen Jacken um die Taillen zusammen und konnten die fehlende Gewissheit fast nicht aushalten. Sie sahen sich um, schauten über die anderen Passagiere, die Zeitung lasen, gelangweilt die Arme vor der Brust verschränkten oder sich unterhielten, mit Entsetzen betrachteten sie, wie einfach es den anderen zu fallen schien, gleich in einen Zug zu steigen, auch die, die vorhatten, den Flieger zu nehmen, wirkten keinesfalls aus dem Konzept gebracht, vielmehr schienen sie sich in ihren Rollen völlig wohlzufühlen. Erschrocken bemerkten sie die für sie immer weiter werdende Kluft zwischen den Absichten, zwischen ihnen und ihren Nachbarn, wie deutlich der Unterschied war, ob man zurückkommen wollte oder nicht. Eine tiefgreifende Verzweiflung schlich sich ihnen ein, haltlos flogen ihre Nasen von einer Richtung in eine andere, in der Hoffnung, etwas zu finden, an dem sie ihr Vorhaben sicher festhalten könnten, doch in ihrer Aufgebrachtheit konnten sie nichts finden. Die Uhren fielen ihnen nicht auf. Sie vermerkten die schimmernden Glastüren in ihren Gedächtnissen, den Zigarettenrauch, der die Umgebung

grauer färzte als sie war, und die Stufen aus Gittern, durch die man in Kästchen auf die Sohlen der hinauf- und hinab gehenden Leute starnte, doch zu den runden Uhren über ihnen hinaufzusehen, daran dachten sie so zwiegespalten nicht. Dort nämlich hätten sie gesehen, dass ihnen die Zeiger nicht die Zeit vorspielten, sie zeigten, wie die Minuten verrannen, in denen sie darüber grübelten, was wohl wäre, und nicht das, was wohl war, und sie hätten verstanden, dass es ganz an ihnen lag, ob sie einstiegen, dass mit dem Umdrehen nicht alles getan war, dass sie sich selber ausdenken mussten, um herauszufinden aus diesem Chaos, aus diesem Tohuwabohu. Und wir, wir dürfen es ihnen nicht sagen.

Ein schöner Text, melodisch, verträumt, nachdenklich. Mit sehr schönen Sprachbildern!

Laila Docekal

2. Platz**Nora Antonic**Liselotte-Gymnasium,
Mannheim**Farbig**

Direkt als ich eingestiegen war, hatte ich gewusst, dass die Idee schlachtweg furchtbar war. Ich glaube wir alle haben es gewusst. Die Entscheidung war an einem Mittwoch gefallen. Mittwoch, der 4. ockergelb.

So eine schöne Farbe eigentlich. Das war gerade mal vor zwei Wochen. Heute ist Samstag, und ich sitze in einem Flugzeug. Die Stewardess hat mich vorhin hier abgesetzt und meinte, sie kann jederzeit zu mir kommen, ich solle mich nur melden.

Jetzt sitze ich schon seit einer halben Stunde am Fenster, eingekquetscht neben einer Frau in einem Kleid und einem unscheinbaren Mann.

Und ich bin fertig, so fertig. Ich sitze auf dem Sitzplatz Nummer 16 und trotzdem kann ich nicht mehr. Da hilft nicht einmal der tannengrünen, freundliche Gruß der Zahl 16. Wahrscheinlich wegen der hinterlistigen 18, zwei Plätze weiter entfernt.

Ich kann nicht mehr. Ich habe Schmerzen, da wird mir auch die nette Stewardess nicht helfen können.

Irgendwo hustet jemand, meine Sicht wird von einem Ozeanblau überschwemmt.

Ich bin fertig, so fertig, nach gerade einmal einem Achtel des Fluges. Ich versuche nach draußen zu schauen. Wolken, lila mit einem zarten Kupferton.

So schön eigentlich. Lila mit Kupfer.

In der Reihe vor mir fangen sich zwei Menschen an zu unterhalten. Einer heißt Paul. Paul schmeckt nach Lakritze. Ich spüre, wie sie



Nora Antonic

Was gibt es über mich zu sagen?

Ich bin 15 Jahre alt, und besuche in Deutschland eine 9. Klasse.

Ich schreibe eigentlich schon immer, meinen ersten Romananfang habe schon ich mit 8 Jahren geschrieben, aber Naja. Daraus ist nie was geworden.

Aber trotzdem, Schreiben ist so ziemlich das einzige, in dem ich jemals hartnäckig gewesen bin und an dem mir etwas liegt. Schreiben ist einfach großartig,

Ich glaube mich haben die Wörter auf immer verführt und in ihren faszinierenden Bann gezogen. Ich liebe es zu schreiben.

Ansonsten gibt es auch eigentlich nichts groß über mich zu erzählen. Ich mag Lyrik, im speziellen Metaphern, Musik, gute Gerüche und ich besitze mindestens 50 Notizbücher und kann aus fast keinem Laden gehen ohne Eins zu kaufen. Und ach ja, ich heiße Nora.

mir auf der Zunge zergeht. So ein einzigartiger Geschmack. Dann fällt der zweite Name. Jonas. Jonas riecht nach Blumenerde, die so eben gegossen wurde. Ob sie wohl Brüder sind?

Blumenerde mit einem Hauch Regen. Es kitzelt mich in meiner Nase. Jonas. Ein minzgrünes J. J, minzgrün.

So schön eigentlich.

Ich trinke einen Schluck Wasser, der rund meinen Hals hinunterrinnt. Drei Reihen hinter mir niest ein Mädchen, in Türkis, aber das Türkis ist nur schwach, die schöne Farbe. Ein F muss da drin gewesen sein.

Das Leder unter mir ist kalt.

Ich bin fertig. Ich fühle mich, als wäre ich überall, als wäre ich alles. Ich höre alles, spüre alles, schmecke alles, rieche alles. Ich bin überfordert mit allem.

Überforderung ist zitronengelb mit einem zarten karmesinrot hinten. Es riecht nach Thymian.

Ich bin so fertig. Ich beuge mich herunter und ziehe meine Kopfhörer aus meinem Rucksack. K ist selleriefarben. Das Geräusch als ich den Kabelanstecker in den MP3-Player stecke, ist violett.

Von irgendwoher kommt Orange, aber ich schließe die Augen und lasse meine Sinne endlich entspannen. So schön eigentlich.

Und dann erklingt die Musik. Ein hohes C lässt vor meinen Augen dunkelblau entstehen. Ich schließe meine Lider. Mein Lied lässt die Farben tanzen, Blau, Bordeauxrot, Haselnussbraun. Helles Blattgrün, zartes Rosa von rechts, kraftvolles Petrol, sanftes Hellblau und durch alles zieht sich der Text, ein so kraftvolles dunkles Lila, dass es atemberaubend ist. So viele wundervolle Farben.

So schön eigentlich.

Mitten in einem leichten Orangbraun, will ich mich kurz auf die Bordtoilette begeben.

Auch wenn ich es hasse. Die gan-

zen Berührungen, Schmerzen. Die ich fühlen werde. So schön eigentlich.

Langsam erhebe ich mich, gerade ist die Kabine nicht besetzt. Einfach durch. Jetzt kann ich über die Sitzreihen sehen. Ich sehe, wie Jonas Paul scherhaft an den Arm boxt und lacht. Ich will mich wieder setzen, aber ich sollte gehen. Meine Hand reibt über die pulsierende Stelle an meinem Oberarm. Beige.

Ich schiebe mich langsam fort von der freundlichen 16 und der listigen 18.

Ich laufe durch Explosionen von Farben, die mein Blickfeld einfärben nach vorne.

Ich meine schon, ich habe es geschafft. Geschafft ganz ohne

Schmerzen!

Bis ich ihn sehe. Er hat einen Gips um sein gebrochenes Bein.

Nein. N ist korallenfarben. Der Schmerz atemberaubend.

Nicht zusammenbrechen.

Ich schaffe es bis in die Toilettenkabine, wo ich mit meinen Fingern um mein schmerzendes Bein gepresst zusammenfalle. So schön eigentlich.

Es schmerzt so sehr. Es durchfährt meinen Körper in Wellen, grausamen, heißen Wellen, ich kann mich nicht mehr halten. Nur noch den Schmerz fühlen. Diesen furchtbaren Schmerz.

Ich liege lange so da, bis ich es schaffe mich hochzuziehen und in den Spiegel zu schauen.

Spiegelberührung.

Als ich wieder zu meinem wieder zu meinem Platz gehe, explodieren die Zahlen Farbtiegel vor meinen Augen abermals.

Ein ordentliches Kuddelmuddel. So schön eigentlich.

Tohuwabohu, würde meine Oma jetzt sagen. Um sie zu besuchen, stehe ich das durch.

Synästhesie ist keine Krankheit. So ein Tohuwabohu. Ganz schön eigentlich.

In meinem Mund schmecke ich dreieckig angeordneten Jogurt.

Ich spüre Pauls Berührung an Jonas Ellbogen. Spiegelberührung.

Die 4 ist ockergelb.

Ein ganz schönes Tohuwabohu.

Ich lächle.

Der Geschmack der Freiheit

„Als ich das erste Mal schrieb, verspürte ich das erste Mal den Geschmack der Freiheit“, formulierte einst der bekannte Autor, Dramatiker und Dichter Jan Genet. Und Genets bildhafte Sprache blitzt bei diesen großartigen Schüler-Aufsätzen immer wieder durch. Es ist erstaunlich, mit welcher enormen Ausdruckskraft diese jungen Menschen das Thema „Tohuwabohu“ erfassen und mit unmöglich scheinenden Gedanken ausschmücken, auskleiden, tapezieren und in einen spannenden Lesestoff verwandeln. Vom Krieg bis zum Klimaschutz. Auch heuer hätten wohl die meisten Teilnehmer dieses erfolgreichen Junior-Bachmann-Literaturwettbewerbs eine Auszeichnung verdient. Aber die Jury muss werten, muss reihen, muss entscheiden. Noch schlimmer: Diese Scharfrichter der Silben und Sätze müssen Sieger küren. Bei diesem Bewerb gibt es allerdings keine Verlierer...

Vielleicht haben jene Kritiker recht, die behaupten, dass sich auch Literaten mit ihrer Prosa und Lyrik einer gewissen Mode unterwerfen und manche Verlage Richtungen vorgeben? Bei den Schülerinnen und Schülern ist das gewiss nicht der Fall. Sie schreiben „frei von der Leber weg“ und tauchen mit ihren bunten Schilderungen, lebendigen Skizzen und spielerischen Wortkreationen ungezwungen und unverdorben in die Welt der unendlichen Fantasie ein. Diese jungen Buchstaben-Dompteure demonstrieren mit ihren Werken, dass wir uns in Kärnten über den Nachwuchs von Edelfedern keine Sorgen machen müssen. Manche Texte wirken beinah schon wie abgeschrieben – von großen Vorbildern bekannter Autoren. Aber diese prächtigen Kopfgeburten entspringen den Sehnsüchten, Neigungen, Eigenheiten, Visionen und Wesen dieser Mädchen und Buben, die ihre Gedanken zum Chaos einfangen und präsentieren. Sich einem öffentlichen Bewerb zu stellen, dazu gehört auch eine Portion Mut. Gratulation! Es sind etwa Formulierungen wie „Verloren in den kräftigen Schwingen der Geräuschlosigkeit“, „Im falschen Jahrhundert zur Welt gekommen“, „Hoffnung an meinen Lippen zu schmecken“ oder „Der kühle Windhauch, der ihn umschlang wie lange, dünne Arme, die nie wieder loslassen wollen“ die ein gewaltiges Versprechen abgeben – ein Versprechen, dass sich unter diesen begabten jungen Schreibern und aufblitzenden Talenten eine künftige Schriftstellerin oder ein Schriftsteller befindet. Oder gar ein Nobelpreisträger, wie dieser urige Karawanken-Drau-Fleck bereits einen „ausgespuckt“ hat?

„Ein Geschäft mit Träumen“ – nannte Ingeborg Bachmann ein vor ihr verfasstes Radio-Hörspiel. Wie treffend! Und sie meinte auch: „Ich existiere nur, wenn ich schreibe!“ Wer bei den vorliegenden Geschichten auf Kreativität, Stil und Ausdruck achtet, wird sich wundern oder ungläubig die Frage stellen, wie 13- bis 15-Jährige solche Texte hervorzaubern können. Offensichtlich halten sie es mit Ingeborg Bachmann – sie existieren nur, wenn sie schreiben...

Harald Raffer

3. Platz
Amelie Kratky
Sir Karl Popper Schule
Wien



Amelie Kratky

Ich heiße Amelie, werde von meinen Freunden aber Ami oder Manda genannt. Wie sich Manda genau von Amelie ableitet, weiß ich selbst nicht genau. Geboren bin ich am 25. April in Linz, wohne aber mit meinen Eltern und meiner kleinen Schwestern in Wien. Momentan besuche ich die 5. Klasse der Sir Karl Popper Schule. Schreiben zählt zu meinen liebsten Beschäftigungen. Egal ob Kurzgeschichte, Poesie oder der Roman an dem ich gerade arbeite, für mich bedeutet schreiben Bilder und Formen aus meinen Gedanken zu malen, sodass auch andere daran teil haben können. Weitere meiner Hobbys sind lesen, Volleyball spielen und etwas mit Freunden oder meiner Schwester unternehmen. Interessen: Umweltschutz, Gleichberechtigung, Politik

Weltentausch

Es war ein grauer Morgen. Keine Sonnenstrahlen hatten mich in der Früh geweckt und ich spürte die langsam herankommende Kälte des Winters in meine Knochen dringen, als ich an der Straßenecke stand. Leicht bekleidet, da ich zu dumm war mir rechtzeitig eine Winterjacke zu organisieren. Während ich das Lied auf der Geige langsam ausklingen ließ, blickte ich mich neugierig um. Tagaus tagaus bemerkte ich die unterschiedlichsten Leute und beobachtete verschiedene Passanten. Viele würdigten mich keines Blickes. So war ich umso überraschter als ein Herr stehenblieb und mir eine Münze zuwarf. Dankbar nickte ich. Lächelte ihn kurz an, bevor er auch schon wieder verschwand. Ich schaute in meinen Geigenkoffer. Viel hatte ich nicht eingenommen, aber es war auch noch früh. Als ich wieder hoch blickte, sah ich sie. Sie ging den Gehsteig entlang in meine Richtung. War sie es wirklich? Ja. Ich würde sie unter tausenden Frauen erkennen. Immer noch. Nach all den Jahren. Natürlich hatte sie sich verändert. Ihr Blick war etwas ernster geworden, ihre Züge

etwas erwachsener. Sie war hübsch, nicht atemberaubend schön, aber hübsch. Mit ihren großen Augen, der geraden Nase und den zarten Lippen, die nachdenklich leicht nach unten gebogen waren. Trotzdem konnte ich mich problemlos an sie erinnern. Ob sie mich auch wiedererkannte? Ich bezweifelte es. Hoffte es aber gleichzeitig. Wünschte, sie würde mich ansprechen. Wollte einfach selbst den ersten Schritt machen. Und wusste zugleich, dass ich es niemals tun würde. Weil sie zurückweichen würde. „Hilfe, er belästigt mich“ rufend würde sie wegrennen. Abweisen würde sie mich. Wie sie es vor Jahren auch immer getan hatte, wenn ich nett zu ihr gewesen war. Damals wie heute wäre es der gleiche Grund. Wir lebten in verschiedenen Welten. Scham machte sich in mir breit. Ich stand da in meinem dreckigen Gewand mit einer Geige in der Hand und einem Koffer voller Kleingeld vor meinen Füßen, während sie mit zwei Einkaufstaschen zielstrebig die Straße entlang schritt. Kurz sah sie mir in die Augen. Nur einen winzigen Moment lang, sodass ich bezweifelte, ob ich es mir nicht eingebildet hatte. Sie zog einen Fünf-Euro-Schein aus ihrer Tasche und

warf ihn ohne stehen zu bleiben in meine Richtung. Sie verfehlte meinen Koffer. Nicht um eine Haarsbreite, sondern eindeutig. Nur sehr gütige Leute spendeten mir so viel Geld. Oder sehr reiche. Ich wusste, dass es in ihrem Fall zweiteres war. Ich sah ihr nach. Natürlich drehte sie sich nicht um, aber trotzdem rechnete ein Teil von mir damit. Erst einige Minuten später hob ich den Schein auf und ging dann mit meinem Koffer weg.

Als ich am nächsten Tag aufwachte, war es nicht kalt. Das war das Erste, das ich wahrnahm. Es war ein komisches Gefühl, welches sich in mir breitmacht. Ich konnte mich nicht erinnern was gestern war. Nur, dass ich sie gesehen hatte. KATE. Ich schlug die Augen auf. Ich befand mich in einer völlig fremden Umgebung, daher war mein erster Gedanke, dass ich festgenommen wurde. Doch das hier sah nicht aus wie ein Gefängnis und ich hatte lange nichts mehr gestohlen. Ich befand mich in einem fremden Zimmer. Licht strömte durch die großen Fenster und erhellt den Raum. Ich lag in einem Bett und hatte einen eleganten Anzug an. Wo bin ich? Wie bin ich hierhergekommen? Schnell sprang ich auf. Wie ich es mir in all

der Zeit auf der Straße angewöhnen musste, übernahm sofort mein Fluchtinstinkt die Kontrolle über meinen Körper. Mit großen Schritten ging ich zu Tür. Lauschte leise. Stille. Ich wollte gerade die Klinke herunterdrücken, hielt aber dann kurz inne. Wenn ich jetzt gleich ging, würde ich nie erfahren, wo ich mich befand und wie ich hierhergekommen war. Ich war immer schon neugierig gewesen. Zu neugierig vielleicht. Aber ohne meine – mich zwar oftmals in Gefahr bringende – Neugier hätte ich den Brief nie gefunden. Er lag auf dem kleinen Nachttisch, neben einer Schatulle mit goldenem Schmuck. Das Papier war zerknüllt. Einzelne Tränen hatten die geschwungene Schrift verschwimmen lassen, doch trotzdem war er gut lesbar.

Hallo, ich habe dich gestern gesehen. Vielleicht hast du mich nicht wiedererkannt. Vielleicht schon. Vielleicht warst du nur wie ich zu schüchtern etwas zu sagen. Zu feige. Es tut mir leid. Nicht das ich feige bin, denn das warst du auch. Vielleicht. Sondernd, dass ich oft so kalt zu dir war, wo du mich doch mit so viel Wärme behandelt hast. Die Wahrheit ist : Ich war in dich verliebt. Mehr als nur das. Ich habe dich bewundert, Oliver. Du hattest kein Geld, doch eigentlich warst du nie arm und ich war reich, doch nie glücklich. Ich habe mich sehr verändert. Nicht, dass ich jetzt glücklich bin, aber...

Weiter hatte sie nicht geschrieben. Ich konnte mir gut vorstellen, wie sie am Bett gesessen und den Brief geschrieben hatte. Wie sie sich dann aber lächerlich fühlte und weinte. Wie sie ihn voller Verzweiflung zerknüllte. Ich legte ihn zurück und wusste sofort, wo ich sie finden konnte.

Ich ging den Gehsteig entlang. Dort war sie gestern auch gegangen. Ich dachte viel. Schnell. Was sollte ich sagen? Meine Gedanken waren ein Chaos. Doch als ich sie

sah, war es plötzlich leise in meinem Kopf. Ich verlangsamte meine Schritte und blieb dann stehen. Ich sah ihr in die Augen. Ich schwieg. Sie auch. So oft hatte sie mich verletzt und ich ihr so oft verziehen. Schließlich brach sie die Stille: „Du erinnerst dich an mich?“ Es war keine Frage, sondern eine schüchterne Feststellung. In diesem Körper fühlte ich mich mutiger. Ich war nicht mehr der bemitleidenswerte arme Freund von ihr. Ich war anders. „Ja. Natürlich tu‘ ich das, Kate.“ Ich hielt ihr meine Hand hin. Kurz zögerte sie, doch dann griff die danach und ließ mich sie hochziehen. Wir blickten uns tief in die Augen. Langsam, um rechtzeitig zu merken, wenn sie zurückweichen würde, beugte ich mich zu ihr vor und küsste sie zärtlich. All die Sehnsucht nach einander, seitdem wir uns vor Jahren kennengelernt hatten, all der Schmerz unserer nicht gestandenen Liebe und all die Freude darüber, dass wir nun, nach so langer Zeit endlich zusammen waren, lag in diesem Kuss. Als wir uns voneinander lösten, bemerkte ich, dass ich mich wieder im Körper des schmutzigen Bettlers befand und sie in dem der reichen Dame. Aber es schien sie, falls sie es bemerkte, nicht im Geringsten zu stören. Um ehrlich zu sein: Ich verstehe nicht, was sich die letzten Tage ereignet hat. Ich habe keine Erklärung dafür, wie ich plötzlich reich war und es nun wieder nicht bin. Aber trotzdem bin ich nicht arm, denn arm ist nur der, der nicht mit dem zufrieden ist, was er hat. Und ich bin zufrieden mit dem, was ich habe. Ich würde sogar so weit gehen zu sagen, dass ich aus einer armen Frau eine glückliche gemacht habe. Ob jemand arm ist oder reich, kann man nicht am Geld festmachen welches er hat.

Mysteriös und interessant – eine komplexe Romanze in wenigen Absätzen niederzuschreiben, ist nicht einfach. Ein kleines Kunstwerk!

Claudia Mann

Andreas Müllner
Ingeborg-Bachmann-
Gymnasium
Klagenfurt

Tohuwabohu

Es ist schon ein Chaos - die Zeit der Pandemie. Welche Regeln gibt es jetzt? Es werden täglich neue erfunden. Kommt eine Impfpflicht oder nicht? Es ist einfach ein Chaos. Man hört in den Nachrichten viele Geschichten aus Krankenhäusern, die von Pflegern und anderen erzählt werden. Aber nur die wenigsten denken an die junge Bevölkerung.

Eine Sicht auf die Pandemie aus den Augen eines Jugendlichen.

Keine Partys, generell keine gesellschaftlichen Aktivitäten. Das und vieles weitere belastet Jugendliche in dieser Zeit sehr. Wobei diese doch für die soziale Entwicklung sehr wichtig wären. Immer mehr Jugendliche leiden an Depressionen, ja manche stürzen sich sogar in den Tod. Während des Distance-Learnings tauchen so manche einfach ab; es scheint so, als wären sie verschwunden. Die Lehrer machen meist wenig dagegen. Andere wiederum behaupten, ihr Mikrofon sei kaputt oder sie würden nichts hören. Auch wenn hier einige die Wahrheit sagen, nutzen es viele aus. Es ist einfach ein Chaos. Die Aufgaben sind auch sehr lehrerabhängig. Manche geben viele Hausaufgaben, einige wieder nichts und andere zu viel. Während des Lockdowns ist dann auch noch das Treffen von Freunden und Bekannten nicht mehr möglich. Man wird völlig isoliert. Für viele ein ungewohntes, neues Szenario. Dann, nach einer gar endlos scheinenden Zeit, ist er endlich vorbei. Lang dauert es nicht, da klopft schon der nächste an der Tür. Und der nächste, und der nächste... Es scheint, als wäre man in einer Dauerschleie-

fe. Irgendwann schien das Heilmittel gegen das Virus greifbar nah zu sein: die Impfung. Man begann mit Astra-Zeneca, welcher sich jedoch als nebenwirkungsreich herausstellte. Darauf folgten die nächsten Impfstoffe und es wurden immer mehr. Viele ließen sich impfen, aber einige auch nicht. Sei es aus medizinischen Gründen, oder aus persönlichen. So laut die Befürworter wurden, so auch die der Gegner. Irgendwann hallte dann das Wort Impfpflicht durch die Luft. Es schlug ein wie eine Bombe. Stimmen aus dem ganzen Land erhoben sich, dafür oder dagegen. Sie wurden immer lauter, genauso wie die Spaltung der Gesellschaft immer größer wurde. „Hallo X, wie geht es so? Bist du schon geimpft?“, ein Satz, welchen man immer öfters hört. Für die meisten wäre die richtige Antwort ein Ja. Antwortet man aber mit Nein, so wird man des Öfteren abwertend behandelt. Anfangs dachten nur wenige daran, was solch eine Spaltung für Auswirkungen auf die Menschen hat. Bei Demonstrationen, welche immer häufiger werden, ziehen viele Leute durch die Straßen. Kopfschüttelnde Menschen auf der anderen Seite. Nicht nur auf den Straßen geht es heiß her; viele Familien werden zerrissen. Auch wenn einige es nicht wahrhaben wollen - diese Spaltung ist real. Durch die kommende Impfpflicht wird diese noch viel mehr vorangetrieben. Was aber nun letztendlich dabei herauskommt, das steht noch in den Sternen. Ebenso, wie viele weitere Virusvarianten es noch geben wird oder wie viele Stiche es noch geben wird. Es ist alles einfach ein Chaos.

Diese Pandemie ist ein prägendes Ereignis unseres Jahrhunderts, und ich bin schon sehr gespannt darauf, wie man später einmal darüber berichten wird. Ich hoffe, sagen zu können, dass ich sie ohne Schaden überstanden haben

werde. Ich wünsche mir vor allem, den Hass sein zu lassen. Es ist doch egal, ob man geimpft ist oder nicht, man ist immer noch ein Mensch. Aber einen Politiker mit dem Tod zu drohen, dass geht echt zu weit. Deshalb: egal, ob geimpft oder ungeimpft, ob genesen oder nicht - ich wünsche viel Gesundheit und hoffe, dass man so akzeptiert wird, wie man ist.

Elias Jeremy Gregoritsch
Ingeborg-Bachmann-
Gymnasium,
Klagenfurt

Tohuwabohu

Heute war ein außergewöhnlicher Tag, er begann mit der alltäglichen, morgendlichen Frische und einem feuchten, eisigen Wind, der durch die Stadt wehte, bis hin zu einem Wirbel an kleinen Schneeflocken, die noch bis zum Abend fröhlich durch die Straßen und Gassen umherflogen und sich auf vorbeieilenden Menschen und den grauen Gebäuden und Dächern niedersetzen, um den Trubel der Stadt zu beobachten. Jetzt war es schon Abend und obwohl es schon dümmrig war, leuchteten noch überall kleine Lichter, die sich in den nassen Pfützen auf den Straßen widerspiegeln und Menschen waren unterwegs von der Arbeit nach Hause.

Ich saß an diesem Tag bei meinem kleinen Schreibtisch in meinem Zimmer und überlegte. Im Deutschunterricht hatte ich die Aufgabe bekommen eine Geschichte zu schreiben. Doch mir fiel beim besten Willen nicht ein, wie ich sie beginnen sollte oder wovon sie handeln könnte. Immer wenn ich darüber nachdenken wollte, kamen mir ganz andere Sachen in den Kopf und meine Gedanken schweiften immer wieder ab. Mein

Kopf war schon voll von gegenwärtigen Ideen, Gedanken und Sorgen und hatte einfach keinen Platz mehr, um diese Geschichte dort unterzubringen. Es herrschte ein völliges Tohuwabohu.

Also überlegte ich, wie ich es schaffen könnte, den überflüssigen Raum zu leeren, meinen Kopf von all der Last zu befreien, damit wieder Klarheit herrschte und um wieder neue Dinge dort unterbringen zu können, wie die Geschichte zum Beispiel. Also nahm ich ein Blatt Papier, von der untersten Lade meines Schreibtisches und schrieb alles auf, was in meinem Kopf zu finden war. Wünsche, Hoffnungen, Erinnerungen, Sorgen und alles woran ich in letzter Zeit dauernd denken musste. Dabei achtete ich nicht auf richtig oder falsch, sah auch gar nicht auf mein Blatt, sondern konzentrierte mich nur auf meine Gedanken. Diese handelten von Freunden, denen ich noch was schuldig war, Verwandten, die mir was versprochen hatten, Termine, zu denen ich bald erscheinen musste, Wünsche, die noch unerreichbar waren oder der Pubertät, in der ich derzeit gefangen war und mich daraus befreien musste. Ich schrieb mit Buchstaben, Zahlen und auch kleine Zeichnungen waren dabei, die meine Gedanken zum Ausdruck brachten. Bis ich dann plötzlich kein Zeitgefühl mehr hatte und in meinem Tun gar nicht mehr zu stoppen war. Mit der Zeit wurde mein Blatt immer voller, sodass ich mehrere Seiten brauchte, um alles dort notieren zu können. Plötzlich hielt ich dann mit meinem Stift inne und nach kurzem Überlegen stellte ich fest, dass mir nichts mehr einfiel, was ich niederschreiben könnte. Mein Kopf war völlig leer.

Nun hatte ich es geschafft, meine Gedanken von all dem zu befreien, was mich noch bis vor Kurzem geplagt hatte. Ich hatte wieder Platz für Neues. Und da kamen mir

plötzlich Millionen Gedanken in den Kopf. Mein Freund hatte heute Geburtstag, ich war zu einem Essen verabredet, gestern hatte ich vorgehabt, meiner kleinen Cousine ein Spielzeug zu kaufen und eigentlich hatte ich heute noch Mathe Hausübung. All dies hatte ich zuvor total vergessen, erinnerte mich jetzt aber wieder daran und nahm mir vor es so schnell wie möglich nachzuholen. Erstmal versuchte ich mich wieder zu sammeln und warf einen Blick aus meinem kleinen Zimmerfenster.

Es war stockdunkel draußen und der Mond war erschienen. Schon die alten Römer mochten den Mond. Sie vergötterten ihn. Seitdem schwebt er da, so leblos und majestatisch im rauen Nachthimmel. Wie ein kahler, toter Schädel, der jede Nacht zurückkehrt, um diejenigen zu holen, die den Tag nicht überlebt haben oder rechtzeitig keinen Unterschlupf fanden. Jetzt war er wieder da und sah kalt auf die kleinen Bewohner der Erde hinab, welche sich in ihren Häusern nun langsam zum Schlafen legten.

Meine Geschichte für den Deutschunterricht hatte ich in zwanzig Minuten geschrieben. Und sie war gut. Meinem Freund gratulierte ich noch zum Geburtstag und meine Mathe Hausübung schaffte ich auch bis Mitternacht. In dieser Nacht konnte ich seit langem einmal wieder gut schlafen.

Doch meine Notizen, mit den alten, überflüssigen Gedanken behielt ich bei mir, um mich stets daran erinnern zu können, dass die schwerste Last, die wir bei uns tragen, die Gedanken in unserem Kopf sind.

Emilia Schmölzer
Waldorfschule
Klagenfurt

Chaotische Stille

Eintritt in die Welt der Zeitlosigkeit...

Warum ist es so trüb, hier hat doch immer die Sonne geschienen. Das Hexenhaus steht immer noch. Ich hab' ganz vergessen, wie die Hexe eigentlich heißt. Aber wo ist sie denn?

Meine Hexe kann doch nicht einfach weg sein! Ich höre keine Badewanne mehr, das ist ja nur ganz normales Wasser, das im Kelag Abwasserhäuschen, alias Hexenhaus hallt. Kein Quaken, keine vor Zauberschaum überlaufende Badewanne, keine lachende Hexe. Einfach nur rauschendes Abwasser.

Die Bank ist immer noch da, sie fühlt sich kalt und verlassen an. Herabschauend auf eine weite vertraute Fremdheit. Nicht der Ort ist unbekannt, nur die Gefühle, die man mit ihm verbindet, kennt und versteht man nicht mehr...

Das denkt man zumindest, wenn man hinaufschaut in den Himmel und in die Natur. Aber der Scheintrügt, wie so oft auf der Welt. Stille.

Denn es ist gewiss, dass Stille nur entstehen kann, wenn es das Chaos gibt.

Und an dem Ort, wo es ruhig ist, ging es in der Vergangenheit wild zu, denn nur deswegen kommt es einem still vor. So wie ein schlafender Körper, der müde ist von dem Geschehenen und sich in die heilende Ruhe begibt.

Die Sonne sinkt, Realisierung, dass also auch dieser Ort seine Zeit hat...

Trotzdem ist er innen drinnen ganz wach und wirbelt herum. Wenn man einen Schlafenden genau betrachtet, kann man, wenn man will, das wahre und pure Ich

dieser Person erkennen, ohne die beeinflussende Außenwelt, die jeden prägt und verändert.

Also ist Ruhe das Wahre?

Verloren in den kräftigen Schwingen der Geräuschlosigkeit...

Nein, denn sie kann dich auch in den Wahnsinn treiben und so merkt man, dass es ohne Gegensätze nicht funktioniert. Die Erde besteht aus ihrer Polarität. Denn wie soll man etwas wahrnehmen, wenn man nicht weiß, wie es ohne diesem ist?

Wie soll man Hunger spüren, wenn man nie satt war? Wie Kälte fühlen, wenn es nicht einmal warm war?

Es gäbe für uns keine Dunkelheit, ohne Licht.

Das gibt einem Hoffnung, weil vielleicht muss der Mensch erst die komplette Zerstörung durch sich selbst erlebt haben, um sich dann darum zu kümmern, dass der Aufbau einer neuen Gesellschaft folgt. Berührt und doch gestärkt von dem kleinen Moment der Ortlosigkeit, in einer Umgebung, in der man glücklich ist, weil es der Realität zu fern ist, um wahr zu sein... Es ist Zeit Abschied zu nehmen und zurückzukehren in die andere Welt. Möge der Ort all das bewahren was irgendwann von uns vergessen wird.

Mit diesen chaotischen Gedanken also, schaue ich zu, wie sich die stille Dunkelheit über alles legt.

Fiona Zimmermann
BG/BRG Peraugymnasium
Villach

Rückfall

Rot. 3 Neue Schnitte prangen auf meinem Arm, daneben ist so manche weiße Narbe noch deutlich sichtbar. Diese Narben stammen aus der wohl dunkelsten Zeit meines Lebens. Damals hatte ich mich für wertlos, uninteressant und nicht liebenswert gehalten. Ich habe mir selbst versprochen, es sogar geschworen, dass ich dieses Gefühl bekämpfen würde und es nie mehr so viel Macht über mich gewinnen lassen würde.

Doch jetzt lieg ich erneut abends wach, kann nicht schlafen und fühle mich leer. Leer, obwohl in mir Chaos herrscht, ein großes Durcheinander, ein Kampf zwischen Vernunft, Selbstliebe und Akzeptanz gegen mir wohlbekannte Dämonen, die mich schon vor knapp drei Jahren einmal eingeholt hatten. Ich habe an mir gearbeitet, bin geheilt. Doch dann kamst du, und du warst und bist mein Rückfall. Du hast von Anfang an nur Chaos, Unordnung und ein ständiges Auf und Ab der Gefühle in mein Leben gebracht. Ich habe all meine guten Vorsätze, meinen ganzen Heilungsprozess über Bord geworfen, wollte dir gefallen und hab mich in dieser Farce selbst verloren. Ich habe lang gekämpft, doch habe ich die Kraft nicht mehr, mir ständig Gedanken machen zu müssen, was in deinem Kopf vorgeht. Bin ich nun jemand, den du wirklich willst? Möchtest du mich kennenlernen und verstehen wer ich wirklich bin? Oder bist du nur hier, um Chaos zu verursachen? Wenn deine Absichten nur darin bestehen Spielchen zu spielen, kann ich es mir selbst nicht erlauben, länger zur Verfügung zu stehen. Ich habe mich vor langer Zeit nicht geheilt, um an etwas zu

brechen, das keine Zukunft in sich trägt. Ich habe mich nicht geheilt, um wieder in einer Welt aus gemischten Signalen, Halbwahrheiten und Desinteresse zu versinken. Ich möchte deine erste Wahl sein, keine bedeutungslose Alternative. Niemand, der an einem Tag interessant für dich ist und am anderen plötzlich keine Aufmerksamkeit mehr erhält. Entweder ganz oder gar nicht. Ich möchte nicht mehr in der hintersten Reihe sitzen und darum betteln, dass du mich endlich wählst. Ich verdiene das nicht, verdiene es nicht abermals enttäuscht zu werden, wieder Hoffnung an meinen Lippen zu schmecken nur um dann an deinen leeren Versprechen zu verhungern.

Ironisch, dass ich es in Gedanken so genau formulieren kann, was ich will und was ich verdiene. Ich weiß es ganz genau, doch handle ich nicht danach. Ob man das wohl als eine weitere Form von „self harm“ bezeichnen kann? Ich kann dich nicht loslassen, kann aus der Achterbahn unserer Beziehung nicht aussteigen. Obwohl ich weiß, dass ich bei dem Tempo, den wilden Up's und Down's und ohne Sicherheitsgurt herausfallen werde. Es wird ein harter Aufprall in der bitteren Realität, auch dessen bin ich mir bewusst. Doch obwohl ich all das theoretisch weiß, kommt es in der Praxis nicht bei mir an. Denn ohne dich fühle ich mich wie in Trance. Ich kann es nicht wirklich beschreiben, ich bin einfach nicht ich selbst. Ich freue mich nicht über Dinge, die mir Freude bereiten müssten, und trauere nicht über jene über die ich traurig sollte. Ich kann mir nicht einmal erklären wieso oder weshalb. Ich kenne den Grund nicht, und genau das macht es noch schlimmer. Ohne dich fühlt es sich so an, als würde mein Leben an mir vorbeiziehen. Als wäre ich nicht mittendrin, sondern nur dabei. Ich spüre nichts, fühle mich taub.

Nur die Schnitte kann ich fühlen, zwar nicht im positiven Sinne aber immerhin irgendwie. Ich brauche dein Chaos, dein Durcheinander, dein Tohuwabohu, brauche es um mich lebendig zu fühlen. Verstehst du das?

Leon Kühl
Waldorfschule
Klagenfurt

Tagebucheintrag vom 19. Februar 9361

Jeden Tag frage ich mich, ob es eine gute Entscheidung war, auf der Erde zu bleiben. Ich muss mich ablenken, sonst verfalle ich wieder in meinem Selbstmitleid.

Hoffentlich kann ich sie wiedersehen. Unfassbar wie ich Neti vermisste. Doch zurück zum Wesentlichen. Heute war ein erfolgreicher Tag! In der Hasenheide konnte ich eine neue Wasserquelle finden und einen alten Kochtopf aus den Überresten einer geschrotteten Bibliothek kramen (keine Ahnung wie der dahin gekommen ist). Leider schweifen meine Gedanken wieder zum Tag des Abschieds (den Namen hab' ich mir selber ausgedacht, ich weiß klingt sehr dramatisch) .

Die riesigen Schiffe, die Massen von Leuten und diese unerträglich lauten Geräusche.

Und dann flogen sie los. Los zum Planeten 717, wo alles besser werden sollte. Meine Mutter schrie nach mir, doch ich rannte weg. War es die richtige Entscheidung? Was ich alles dafür geben würde zu wissen, ob es allen gut geht.

Vielleicht bin ich auch der einzige Mensch, der noch lebt? Stop, hör auf mit diesen Gedanken Shina.

Themawechsel. Also die Suppe schmeckt super. Heute habe ich sie ausnahmsweise mal nicht versalzen. Anders als in gefühlt jeden

Apokalypsen-Film, komme ich mit dem Essen gut aus. Sogar mehr als gut. Jeden Tag gehe ich in die Lotus-Area (Name kommt auch von mir). Dort habe ich wie alle vergangenen 1095 Tage die Lotus-Blumen gepflückt, zerschnitten und mit den Kartoffeln gemixt. Das habe ich dann in heißem Wasser gekocht und abgegossen. Das abgegossene Wasser ist meine Suppe, die anderen Reste sind dann mein Abendessen.

Ich sollte aufhören fast jeden Tag das Rezept in dieses Tagebuch zu schreiben. Als könnte ich das Rezept irgendwann vergessen. Aber irgendwas muss ich ja in dieses dumme Buch schreiben.

Endlich konnte ich ein Sofa finden, zwar nur ein halbes, aber besser als nichts. Darauf sitze ich grade und genieße den Ausblick dieser toten und leeren Welt. Das war's eigentlich mit meinen Möbeln, die ich heute gefunden habe. Ich könnte ein tägliches Wohnungs-Update machen. Dass ich da nicht schon früher draufgekommen bin.

Ok, fangen wir erstmal an mit meinem bescheidenen Heim. Also ich lebe in einer alten fast unbeschädigten Buchdruckerei. Cool oder? Hier drucke ich meine Tagebücher. Und im Keller schlafe ich. Ich weiß das klingt gruselig aber da ich eh das einzige Lebewesen auf dieser Erde bin, brauch ich mir da keine Sorgen zu machen.

Wirklich, blöd dass die Tiere keine Lotus-Blumen vertragen, sonst hätte ich jetzt vielleicht eine Katze. Ihr Name wäre natürlich Neti sein und dann würde ich mit ihr jeden Tag auf meinem Sofa liegen und über Filme oder sowas zu quatschen. Das wär tausendmal besser als jeden Tag in so ein dummes Buch zu schreiben.

Soooo, ich mache mich jetzt nochmal auf die Suche nach neuen Möbeln oder etwas ähnliches. Heute werde ich das letzte Haus in der Reutherstraße durchsuchen. Da-

nach bin ich wahrscheinlich hunodemüde um noch etwas hier reinzuschreiben. Also tschüs!

Achso und falls irgendjemand mal dieses Buch lesen wird, sollst du wissen, dass die Erde doch bewohnbar ist!

Ihr habt euch getäuscht!

P.S Diesen Tagebucheintrag nenne ich... TOHUWABOHU! Jaaaa, das klingt gut. Sogar sehr, sehr gut!

P.P.S. Langsam kann ich Kartoffeln nicht mehr sehen!

Lina Rattay
GRG 23 Alterlaa
Wien

Man sagt, in den Sternen steht die Zukunft, doch was ist, wenn man keine Sterne mehr sieht?

Wenn die Welt überfordert ist,
Wenn jeder den Überblick verliert,
Jeder schaut woanders hin,
Wenn das Volk gespalten wird,
Tsunamis an Küstenländern!

Wenn man Menschen etwas Wichtiges nicht zeigt,
Wenn es deshalb in Vergessenheit gerät,
Wenn nicht mehr viel Zeit bleibt,
Und wenn ein Mensch alles verdreht,
Was macht man dann?
Radioaktive Gebiete!

Wenn so viel passiert,
Dass was Wichtiges verloren geht,
Schaut, dass ihr alles probiert,
Wartet nicht, bis sich alles von selbst legt,
Müllteppiche im Meer!

Schaut immer der Wahrheit entgegen,
Tut was gegen den Untergang,
Wir dürfen uns nicht einfach hin-

legen,
Tut was, auch wenn alles dagegen
ist,
Hochwasser in Mitteleuropa!

Die ganze Welt muss sich auf ein
Ziel einigen,
Die Katastrophen gemeinsam be-
kämpfen,
Das Problem an den Wurzeln pa-
cken,
Die Machtgier der Menschheit
dämpfen,
Ölkatastrophen!

Glück ist, eine Hürde im Leben
überwunden zu haben,
Hoffnung ist, ein kleines Licht zu
sehen,
Traurig ist die Last, die die Men-
schen tragen,
Auch wenn sie es nicht bemerken,
Luxus ist nicht immer das Glück,
Vulkanausbrüche!

Marlon Vecsey de Vecse
Waldorfschule
Klagenfurt

Tohuwabohu

Am Anfang war nichts, nur Stille und Luft in einem Gefäß - dann wurde alles nass und das Wasser stieg und verdrängte die Luft. Plötzlich hörte man von außen ein Geräusch, das Geräusch wurde immer lauter. Es klang wie Steine, die aneinander reiben, diese ließen ein Pulver entstehen, das plötzlich ins Wasser eindrang. Das Wasser und Pulver waren gezwungen, sich den Raum zu erkämpfen. In diesen Kampf wurde das Wasser und das Pulver immer mehr dazu gezwungen sich miteinander zu verbinden. Von außen kamen Pilze, Bakterien und Salze dazu. Diese mischten sich ungewollt in den Kampf von Wasser und Pulver ein. Von außen wurde der Kampf auch immer mehr und mehr von mechanischen

Kräften angefeuert, das eigentlich leere und stille Gefäß wurde zu einem tobenden Schlachtfeld. Die Pilze gingen auf die Bakterien los, die Bakterien verteidigten sich, gleichzeitig kämpften sie gegen die Salze und das Pulver das Wasser hingegen wollte eher Harmonie und Frieden bilden und versuchte alle miteinander zu verbinden. In der Hitze des Gefechts wurde ihr Kampfraum auch immer wärmer. Viele verloren den Boden unter den Füßen, wodurch der Kampf immer mehr in der Luft ausgetragen wurde. Dadurch vergrößerte sich der Kampfraum enorm. Aus irgendeinem Grund vermehrten sich die einzelnen Kriegsparteien, wodurch der Kampf um den Raum immer stärker wurde. Teilweise wussten die Parteien nicht mehr, gegen wen sie kämpften, und so geschah es, dass plötzlich ein Pilz gegen ein Salz und eine Bakterie gegen Wasser kämpfte und keiner mehr wusste, gegen wen er eigentlich kämpfen oder mit wem er sich verbünden sollte. Es entstand ein totales Tohuwabohu! Nachdem das totale Chaos seinen Lauf nahm, begannen die einzelnen Wasserteilchen sich einfach mit irgendeinem anderen Teilchen zu verbinden.

Die einzelnen Parteien merkten, dass sie keine neuen Teilchen mehr dazu bekamen und nicht mehr Raum einnehmen konnten. Nachdem sie nicht mehr Raum einnehmen konnten, mussten sie sich immer mehr vermischen, da sie gezwungen wurden, sich immer mehr zu vermischen, begannen einzelne Teilchen sich anzufreunden. Immer mehr Ruhe und Frieden entstand. Sie vermischten sich sogar so sehr, dass ein gemeinsames Anderes, Neues entstand. Nun waren es keine einzelnen Parteien mehr, sondern eine große Gemeinschaft. Plötzlich kam von außen eine Hitze, die immer stärker und stärker wurde, was die Gemein-

schaft noch einmal zu einer großen Verwandlung zwang. Es begann alles auszutrocknen und am Rand der Gemeinschaft bildete sich eine Art Kruste. Diese schützte allerdings die restliche Gemeinschaft nicht vor der Hitze und sie wurde immer trockener und trockener. Plötzlich hörte man ein Kind fröhlich schreien: „Mama das Brot ist fertig, Mama das Brot ist fertig!“ Die Mama kam in die Küche und holte das Brot aus dem heißen Backrohr, legte das Brot auf den Esstisch und schnitt dem Kind ein Stück herunter.

Mit dem Wechsel der Perspektive zeigt sich, dass nicht jedes Tohuwabohu ein Tohuwabohu ist.

Mira Gottwald
BG & BRG Erlgasse
Wien

Brainstorm

„Wie funktioniert das jetzt?“ „Na ja, du setzt einfach die Brille auf und hältst ihr den Apparat vor den Kopf.“ „Und das ist auch ganz sicher nicht gefährlich?“ „Nein, bestimmt nicht. Jetzt leg schon los!“ Er holte tief Luft. Dann richtete er das Gerät auf Sophies Stirn. Ein Lichtblitz flammte auf. In diesem Moment spürte er einen Sog, dem er nicht mehr entkommen konnte. Reflexartig kniff er die Augen zusammen, als die Maschine ihn in die Gedanken des Mädchens zerrte.

Erst jetzt nahm er den kühlen Windhauch wahr, der ihn umschlang wie lange, dünne Arme, die nie wieder loslassen wollten. Nun traute er sich auch, die Augen zu öffnen. Was er erblickte, raubte ihm für einen Moment den Atem. Um ihn herum versammelten sich tausende und abertausende Fotos, Sprechblasen, Ordner und Notizzettel. Zumindest sah es so aus.

Doch dann kam ihm etwas in den Sinn. Er hielt sich inmitten von Sophies Gedanken und Erinnerungen auf. Da besann er sich auch wieder auf seine Aufgabe. Er musste herausfinden, wo sich Valentina befand.

Dazu begab er sich auf einen gigantischen Platz in dem Gehirn des Mädchens. Kaum war er dort angekommen, flog ein Stück Papier auf ihn zu. Schnell las er, was darauf geschrieben war: „Einkaufsliste: Bananen, Petersilie, Milch, Nähseide (blau).“ Die Botschaft hüpfte davon. Da kamen auch schon drei neue Blätter auf ihn zu. Auf dem ersten stand: „Ich muss morgen in ein Buchgeschäft gehen und dort ein Buch für Valentina kaufen.“ Das zweite war offenbar eine Art Tagebuch, denn dort beschrieb sie ihren Tag in der Schule. Er ging näher heran, um ihre Schrift lesen zu können, da er hoffte, Informationen zu bekommen. Dabei stieß er mit der Nase an das Papier. Auf einmal löste es sich auf und er fiel in bodenlose Finsternis. Er wollte schreien, doch er brachte nur ein ersticktes Röcheln zustande. Eine gefühlte Ewigkeit lang befand er sich in der Luft und wusste nicht mehr, wo oben und unten war. Endlich berührten seine Füße wieder etwas Festes. Bald wurden Umrisse sichtbar. Offenbar befand er sich in einem Klassenzimmer. Da verschwand auch der letzte Rest Dunkelheit in den Ecken des Raumes. Nun sah er, dass sich in dem Zimmer – er zählte kurz – 27 Schüler befanden. Eine Person stand an der Tafel. Es war Sophie! Sie sprach über etwas, doch er konnte sie nicht hören. Hinter ihr hing ein Plakat mit der Aufschrift: Das Periodensystem. Das Mädchen hielt wohl ein Referat. Doch das interessierte ihn nicht sonderlich, denn er wollte ja eigentlich nur in Erfahrung bringen, wo sich Valentina befand. Er entfernte sich aus der Klasse, da er annahm, dass

er so wieder zurück in Sophies Gehirn gelangte. Doch dem war nicht so. Statt in Sophies Gedankenwelt befand er sich nun vor der Schule. „Seltsam“, dachte er. Nachdem er es noch einmal versucht hatte und abermals gescheitert war, geriet er ein wenig in Panik. Er irrte durch die Schule und probierte es wieder und wieder, doch es gelang ihm einfach nicht. Plötzlich war ihm, als würde ihn eine unsichtbare Hand an der Jacke fassen. Sie zog ihn nach oben in Richtung Decke. Er schloss die Augen.

Jetzt öffnete er seine Augen wieder. Verdattert blickte er sich um und stellte fest, dass er wieder in Sophies Gehirn stand. Darüber war er unendlich glücklich.

Direkt vor ihm war ein weiteres Papier erschienen. Dieser Gedanke oder diese Erinnerung war ein Foto. Es zeigte Sophie und ein anderes Mädchen, wie sie von vier starken Armen festgehalten wurden.

„Was siehst du denn in ihrem Gehirn?“, ertönte eine ohrenbetäubende Stimme. Er hatte fast vergessen, dass sein Kollege die ganze Zeit neben ihm stand. In diesem Moment ärgerte er sich über ihn, denn sie hatten ohnehin schon zu viel Zeit verschwendet. Sie mussten Valentina finden! Deswegen antwortete er nicht, sondern konzentrierte sich wieder darauf, Sophies Gehirn nach Hinweisen zu durchforsten. Doch er kam nicht dazu, irgendetwas zu suchen. Als er sich wieder auf die Gedankenebene fokussierte, bemerkte er, dass sich alles verändert hatte.

Der komplette Raum wurde nun von Erinnerungen ausgefüllt. Er ertrank beinahe in diesem Gedankenmeer. Plötzlich erspähte er ein Stück Papier, das keck herumtanzte, so als wolle es ihn provozieren. Doch es war nicht das Papier selbst, das seine Aufmerksamkeit erregte, sondern das, was darauf abgebildet war. Er befreite sich aus den

Erinnerungen und sprintete dem Zettel hinterher. Bald schon war er dem Gedanken so nah, dass er nur noch den Arm auszustrecken bräuchte, um ihn zu fangen. Doch dazu kam es nicht. Da! Ein anderes Papier flitzte auf ihn zu und stellte ihm ein Bein. Er fiel der Länge nach hin. Schon hatte er Luft geholt, um dieses Papier gehörig auszuschimpfen, doch er wurde von einer körperlosen Stimme unterbrochen: „Das war nicht die richtige Erinnerung. Sie enthält keine der Informationen, die du suchst. Aber versuch es doch mal mit der hier...“ War das etwa Sophie gewesen? Aber sie lag doch im Koma! Wie konnte das sein? Er schüttelte den Kopf und verbannte diese Überlegungen in die Tiefen seines Gehirns. Es gab jetzt Wichtigeres zu tun. Nun blickte er die Erinnerung an. Sofort erfuhr er das Gewünschte. Die Erinnerung war ein Foto, das Sophie und Valentina in einer Gasse zeigte. Rechts hinter ihnen ragten ein Straßenschild und eine alte, verrostete Fabrikhalle in den Himmel. Auf dem Schild stand: Siebenhornstraße 38. Er seufzte erleichtert. Endlich konnte er von diesem chaotischen Ort verschwinden. Er hatte auch nicht vor, ihn noch einmal zu betreten. Also konzentrierte er sich auf das, wo er hinwollte - die Außenwelt. Diesmal erschien kein Lichtblitz und kein Sog, er trieb einfach wieder in die Realität wie ein aufsteigender Apnoetaucher.

Kaum war er in der Wirklichkeit angelangt, stieß er hervor: „Ich weiß, wo das Mädchen ist! In der alten Fabrikhalle in der Siebenhornstraße 38!“ Noch am selben Tag wurde Valentina befreit und die Entführer festgenommen.

Auch das größte Chaos trägt manchmal dazu bei, dass man Ordnung in eine Sache bringt und den Durchblick behält.

Miriam Barta
BG GIBS
Graz

Ein Tag in einem ordinären Leben

Ein weiterer Samstagabend, an welchem Pierre sein wöchentliches Ritual vollzog. Er machte sich auf den Weg in eines der besten Restaurants der Stadt. Auch wenn sein Einkommen doch recht durchschnittlich war und die Preise an diesem Ort gehoben, verlieh diese Gewohnheit ihm das Gefühl von Abwechslung in seinem eintönigen, ordinären Alltagsleben.

19:21

In Gedanken verloren saß er an seinem Tisch und nippte an dem exquisiten Rotwein, welcher ihm von seinem Kellner empfohlen worden war. Aus Interesse fragte er ein zweites Mal nach der Weinkarte, um zu überprüfen, ob sich seine Hypothese bestätigt hatte. Korrekt. Pierre hatte einen wohl ausgeprägten Geschmackssinn und wusste genau, welcher Wein erstklassig und welcher nur mittelmäßig war. Dieser war Teil zweiterer Kategorie und wie vermutet war das, was ihn einzigartig machte, dass er der teuerste auf der Karte war. „Ein Tipp zwischen zwei Genießern“, so hieß es. Pierre konnte sich selbst nicht wirklich erklären, warum diese Aussage in Zusammenhang mit der Korrektheit seiner Hypothese ihn so enttäuschte, schließlich hatte er es erwartet.

Da sich Pierres Hunger diesen Abend in Grenzen hielt, bestellte er sich eine Variation an Snacks wie Oliven, Brotsticks und anderen ausgewählten Zutaten. Während er sein Abendessen verzehrte, beschloss er, die Menschen um sich herum zu beobachten. An einem Tisch in seiner Nähe befand sich eine Familie mit zwei Kindern.

Eines von ihnen wurde mit dem Handy eines Elternteils „ruhiggestellt“, während sie auf das Essen warteten, das andere schien interessiert und möglicherweise ebenfalls ein wenig amüsiert, den Eltern bei ihrem angespannten Gespräch zuzuhören.

Pierre ließ seinen Blick weiter über die Menschenmenge gleiten, auf der Suche nach jemandem, der er es in seinen Augen „wert war“, observiert zu werden. Da saß jemand in der Ecke des Restaurants. Er trug einen maßgeschneiderten Anzug und darunter ein weißes Hemd. Seine beiden Hände lagen flach am Tisch, doch zitterten sie so sehr, dass sein Glas, welches bis zum Rand mit Mineralwasser angefüllt war, einen Teil seines Inhalts auf das Tischtuch leerte. Er schluckte mehrmals und versuchte, ohne großes Aufsehen zu erregen, sich auf den Weg zur Toilette zu machen. Seine Nervosität war unübersehbar. Da Pierres Essen nicht kalt werden konnte und ihn diese Situation ungemein neugierig machte, beschloss er, dem mysteriösen Mann zu folgen. Er blieb unmittelbar vor der Tür zur Toilette stehen, als er weitere Stimmen vernahm. Auch wenn es nur Wortfetzen waren, welche er verstand, war dies genug, um auch ihn in Nervosität zu versetzen.

„Ich sehe keinen Grund, diesen Menschen Leid zuzufügen.“

„....setzt ein Zeichen...keine Erklärung notwendig.“

„Ich schulde euch nichts.“

Der letzte Satz war klar verständlich, vermutlich aus dem Grund, dass sich die Person der Tür näherte. Bevor Pierre reagieren konnte, wurde die Tür geöffnet, mit einer Wucht, welche Pierres Nase nicht wohl bekam.

Mit seinem Handrücken versuchte Pierre, die Blutung zu stoppen. Sein Gegenüber starnte ihn ohne jeglichen Gesichtsausdruck an.
Stille.

Sekunden, welche sich wie Stunden anfühlten.

Es war jener Mann, welchen Pierre bereits zuvor bemerkt hat. Seine Ruhelosigkeit schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Er wirkte fast so, als hätte er sein Schicksal akzeptiert.

„Wenn dir dein Leben lieb ist, lauf.“ Pierre hätte niemals geglaubt, diese Worte außerhalb eines Filmes zu hören, geschweige denn, dass sie jemand mit so einer Gelassenheit sagen würde. Doch bevor er sich seinen Kopf darüber zerbrechen würde, hinterfragte er nicht mehr viel und stürmte wie in Trance und von seinem Adrenalin geleitet an den vielen Menschen vorbei in Richtung Ausgang.

„.... Ein Zeichen setzen...“

„Wenn dir dein Leben lieb ist, lauf.“ Auch so sehr Pierre es nicht wahrhaben wollte, musste das ein Anschlag werden. Sein Blick blieb hängen an der Familie, welche er zuvor beobachtet hatte. Würde er diese Menschen warnen, würde Panik ausbrechen.

Er erstarnte, seine Augen blickten hektisch umher, sein Puls stieg unkontrollierbar an.

Plötzlich berührte ihn eine Hand an seiner Schulter. Pierre fuhr in sich zusammen.

„Monsieur, kann ich Ihnen mit irgendetwas behilflich sein?“

Panisch berichtete Pierre dem Kellner die Situation, welcher als Reaktion das Tablett mit den vielen Weingläsern zu Boden fallen ließ. Nun wurde das ganze Restaurant aufmerksam.

Ohne ein weiteres Wort machte sich der Kellner aus dem Staub. Ruhe.

Pierre vermutete, dass keiner das Gespräch zwischen ihm und dem Kellner mitbekommen hatte, doch da lag er falsch.

Einige Sekunden später brach Panik aus. Leute schrien, drängten zu den Ausgängen. Pierre wurde mit der Menge aus dem Restaurant ge-

drängt.

Sobald er wieder Luft zum Atmen hatte, rannte er weiter. Er rannte, soweit er konnte.

Stunden vergingen, Pierre bemerkte weder eine Explosion noch irgendeine andere Art von Anschlag. Er war außer Gefahr.

Doch die Gefahr lag nicht dort, wo er sie zuerst vermutet hatte.

23:24

Pierre öffnete mit zitterigen Händen seine Wohnungstür, während jemand ohne Unterbrechung klingelte und abwechselnd mit den Fäusten auf die Tür ein hämmerte. Aber an dem Ort, wo er den mysteriösen Mann erwartet hatte, standen mehrere Polizisten, welche ihn umgehend aufgrund einer Falschaussage über ein anstehendes Attentat und die damit verursachte Massenpanik inhaftierten.

Ronja Wahrlich Borg Spittal

Backen mit Alex

„Gib mir mal die Schokolade aus der Speisekammer“, bitte ich meinen Bruder, während ich hoch konzentriert den Zucker abwiege. Es müssen genau 100 g sein. Normalerweise bin ich nicht so kleinlich, jedoch müssen diese Muffins perfekt werden. Es soll eine kleine Überraschung sein für den Geburtstag meiner Freundin Rose und da sie Schoko und Himbeeren liebt, bekommt sie zu ihrem Geschenk eben jene Muffins dazu, die ich geradezumachen versuche. Da einfache Muffins jedoch langweilig wären, hatte ich mich auch noch für welche mit flüssigem Kern entschlossen.

„Warum sollte ich dir helfen?“, mein Bruder sitzt am Küchentisch und spielt wie so oft auf seinem Handy „Clash of Clans“. „Immerhin hast du mir meine Klimmzugstange nicht zurückgegeben.“ Genervt verdrehe ich meine Augen. „Das haben wir schon so oft durchdiskutiert, es war mitten in der Nacht und ich bin eh schon krank gewesen! Erwartest du ernsthaft, dass ich mich da aus meinem Bett rausquälen für etwas, das in der Früh genauso gut erledigt werden kann?“ „Die Stange gehört mir, also kann ich entscheiden, wann ich sie zurückhaben will!“ „Tief ein und ausatmen, Ronja, es bringt nichts deswegen zu streiten“, versuche ich mir selbst einzureden. Dabei blicke ich flüchtig auf mein Rezept, um mir selbst zu beweisen, dass es sich in den letzten zwanzig Sekunden nicht verändert hat. Und welch ein Wunder, es sind noch immer vier Eier. „Könntest du mir jetzt bitte die verfluchte Schokolade bringen?“, versuche ich es noch einmal. Wenn er schon faul herumliegt, kann er mir genauso gut

helfen.

„Sag es höflich, dann mach ichs vielleicht“, allein der Tonfall sorgt dafür, dass mein Blut beinahe überkocht. „Atmen, Ronja, atmen!“ Ein Streit würde die Schokolade auch nicht zu mir bringen. „Würdest du mir bitte die Schokolade bringen?“ Meine Stimme schwankt zwischen „Ich-bin-lieb-und-nett“ und „Ich-bring-dich-gleich-um“. „Also an dem Tonfall können wir noch arbeiten, aber ich bin ja freundlich“ dieser herablassende Unterton in seiner Stimme sorgt nicht wirklich dafür, dass ich ruhiger werde.

„Hier!“ Er wirft die Schokolade ungefähr in meine Richtung, sodass ich einen Satz nach links machen muss, damit sie mir nicht zerbricht. „Werfen solltest du noch üben!“, fauche ich ihn genervt an. „Warum so gereizt? Immer ruhig bleiben, Schwesterchen!“ Wieder dieser spöttische Unterton in seiner Stimme. „Bruderherz, wenn du die Gefühle von allen Frauen genauso gut einschätzen kannst wie meine, bist du am Arsch.“ Er ignoriert meinen Konter und wendet sich wieder seinem Handy zu. Ich dreh die Musik noch ein wenig lauter.

Die Eier und der Zucker sind mittlerweile zu einer schönen schaumigen Masse geworden, als Nächstes muss ich die Schokolade kleinhacken und mit der Butter schmelzen lassen. Derweil kann ich das Mehl abwiegen. Während ich alle Zutaten zusammenmische, sehe ich, wie mein Bruder sich aufrechter hinsetzt und die Schüssel mit dem Teig ganz genau im Auge behält. In solchen Momenten erinnert er mich ein bisschen an meine Katzen, wenn sie wieder einen meiner Zöpfe attackieren wollen. Vorsichtshalber lege ich schon einen Kochlöffel neben die Muffinform. Bereit den Teig notfalls mit meinem Leben vor dem Bösewicht zu beschützen. „In letzter Zeit haben wir definitiv zu viele dramatische

Geschichten gelesen“, murmle ich an mich selbst gewandt.

Als ich beginne den Teig, in die Formen zu füllen, hoch konzentriert natürlich, nutzt er die Chance sich mit einem Teelöffel bewaffnet zu nähern. Ich drücke gerade vorsichtig die letzte Himbeere in den Teig, als er zum Angriff übergeht. Doch nicht mit mir! Mit dem Kochlöffel gebe ich ihm einen leichten Tätschler auf den Handrücken. „Finger weg vom Teig, Alex!“ Drohend hebe ich meine Waffe, als er Anstalten macht zu widersprechen. „Du bekommst einen Muffin, sobald sie fertig sind, solange will ich deine Finger nicht in der Nähe des Teiges sehen!“ Mit einem letzten Blick vergewissere ich mich, dass meine Botschaft angekommen ist und drehe mich zum Ofen, gebe die Muffins hinein und stelle die Zeit auf 15 Minuten.

Nun kommt der nicht so amüsante Teil des Backens an die Reihe: das Zusammenräumen. „Brüderchen, wenn du mir beim Putzen hilfst, kriegst du einen Muffin mit in die Schule“, „Okay“, schon fliegt eine Packung Mehl auf mich zu. Es gibt ein leises Knirschen als sie auf meinem Kopf platzt. Kein Geräusch ist zu hören als es an mir herabrieselt und ich mich langsam in ein Mehl-Gespenst verwandelt. Entgeistert schaue ich ihn. „Hast du sie noch alle?“ Meine Stimmlage liegt in einem, nicht wirklich definierbaren, Bereich, irgendwo zwischen heisere Krähe und Nägeln, die über eine Schultafel kratzen. Wunderschön also. Mein Bruder lacht nur.

Jetzt kommt auch mein Papa in die Küche und blickt mich an, dann den Boden und schlussendlich meinen Bruder. Schließlich schaut er mir in die Augen und meint todernst: „Du hast da was in den Haaren“ „ACH! Danke fürs aufmerksam machen, da wäre ich ja nie draufgekommen“ „Ich weiß, deswegen hab ichs dir ja gesagt“ er grinst „Aber im Ernst

jetzt, schau, dass ihr dieses Chaos sauber macht, bevor Mama nach Hause kommt!“ Meint er und geht. Wütend starre ich meinen Bruder an, der jetzt tatsächlich genüsslich die Schüssel auskratzt. „Du hilfst mir beim Putzen, Bruderherz, sonst wars das mit den Muffins für dich!“ Achselzuckend kniet er sich hin und fängt an, das Mehl mit der Hand in den Müllheimer zu schaufeln. „Du bist ein Idiot“ sage ich und hocke mich neben ihn, um ihm zu helfen, „Ich hab dich auch lieb kleine Schwester“ Ich schmeiße eine Handvoll Mehl nach ihm. Er weiß genau, dass ich es hasse, wenn er mich so nennt. Immerhin bin ich nur ein paar Zentimeter kleiner als er, und dazu noch ein Jahr älter. Er schaut mich grinsend an. Sein Gesicht ist voller Mehl. Wahrscheinlich schaue ich noch schlimmer aus, immerhin habe ich das halbe Kilo abbekommen.

Gerade als wir mit dem Putzen fertig sind, piepst der Ofen. Während ich die Muffins raushole, und mir dabei natürlich die Finger verbrenne, richtet Alex das Brett her. Vorsichtig hole ich meine Meisterwerke aus der Form heraus und stelle sie auf einer weiteren Unterlage ab. Ausnahmsweise ist mein Bruder intelligent genug, um zu warten. Könnte aber an dem Kochlöffel liegen, welchen ich vorsorglich in meiner Nähe platziert habe. Er schaut mich jedoch mit großen Augen an, welche wahrscheinlich an die eines Welpen erinnern sollen, wenn er um Essenbettelt. In meinen Augen ähnelt er gerade eher einem Fisch. Da ich aber eine wunderbare Schwester bin, gebe ich ihm einen Muffin, trotz des Tohuwabohus, das er angerichtet hat, und trotz der Kopfschmerzen, die ich deswegen jetzt habe. Ein halbes Kilo Mehl ist nun mal ein halbes Kilo Mehl.

Rosemarie Haubert
Akademisches Gymnasium
Wien

Anekdoten einer philosophierenden Jugendlichen

Keuchend schlepppte ich sämtliche Säcke aus der Wohnung meiner Mutter in der Neubaugasse. Meine Bagage bestand hauptsächlich aus Kleidung, für die ich in meiner neuen Wohnung guten Nutzen finden würde. Das Büchergeschäft „Tohuwabohu“ stach mir sofort ins Auge und brachte mich auf die demütigende Erkenntnis, dass meine Denkensweise dem gleichen Titel würdig war. Mein Gedankensystem glich einem Schulheft, anfangs pipifein geordnet, jedoch spätestens ab der zehnten Seite mindestens ein Tintenfleck, sodass man nicht mehr in der Lage ist einen klaren Gedanken zu fassen. Doch diesen Gedankenfetzen konnte ich nicht einmal in mein System einordnen, da schoss mir schon der nächste in den Kopf, ich hörte ein etwa dreizehnjähriges Mädchen abgedämpft, auf der anderen Straßenseite über unsere Generation nörgeln. Das löste mein Fremdschambarometer aus, was sich beizeiten mit meiner Migräne identifizierte und sich mit einem stechenden Schmerz bemerkbar machte. Es ist tatsächlich ein interessanter Teufelskreis in dem sich Jugendliche zurzeit befinden. Ich kenne niemanden aus unserer Generation, dem es nicht zum Hals heraus hängt, dass sich „cringe dreizehnjährige“ am laufenden Band darüber beschweren, dass sie im falschen Jahrhundert zur Welt gekommen seien, doch gerade das fällt ebenfalls unter irrelevante Kritik an unserer Generation, womit man nicht mehr gegen die Stromrichtung schwamm. Auf Aussagen wie: „Du denkst zuviel nach.“ weiß ich nie eine gute Antwort, vor-

wiegend weil ich der Meinung bin „zuviel“ ist relativ, aber ich glaube allein das zwingt mich dazu, dafür zu bürgen. Wenigstens äußere ich mich stets dazu, was ich denke, bei so ziemlich jedem Thema. Aber der Drang überall meinen Senf dazuzugeben, war inzwischen nichts gegen meinen ansteigenden Harn- drang, weshalb ich einen Zahn zulegte und mich die Burggasse Rich- tung U3 hinuntersputete. Wie dem auch sei das schnullerverlangende Gekreische eines Babys, ließ mich aus allen Wolken fallen. Ok, zuge- gebenermaßen war meine Kunst mit Babys umzugehen, nicht ge- rade das Gelbe vom Ei. Aber wein- nende Leute ertrug ich eigentlich überhaupt nicht. Es sei denn, ich bin nicht die Veranlassung. Ich ver- trete allerdings die Meinung, Be- leidigungen dürfen nicht über die Gürtellinie gehen. Die Grenze sind Sachen, auf die man keinen Ein- fluss hat. So etwas geht einem nahe und hinterlässt große Unsicherhei- ten. Ich vergleiche das Verletzen der Gefühle gerne mit Hausfrie- densbruch, ich weiß ein bisschen weit hergeholt, aber zutreffend. Es ist als versuche man eine morsche Altbauwohnungstür einzutreten und nach zahlreichen Versuchen erwischte man den wunden Punkt und die brüchige Tür gibt knar- zend nach. Ich als sensible Person kann diese These bestätigen. Bei der U-Bahn angekommen, zog ich es kurz in Erwägung zu Fuß zu ge- hen, aber dann beschloss ich, der wiener U-Bahn die Ehre zu er- weisen. Als ich bei Stephansplatz ausstieg klopfe schon der nächste Gedanke gegen meine Schädelde-cke; oftmals hatte die Jugend mit großkotzigen Fremdwörtern um sich zu werfen, um endlich die Aufmerksamkeit der Erwachsenen zu erlangen. Glücklicherweise fiel mir das nie richtig schwer, weil ich mit einem ziemlich breiten Spekt- rum an Fremdwörtern aufgewach- sen bin und bis zu einem gewissen

Grad über ein sprachliches Talent verfüge. Jetzt denken womöglich manche, sie kann reden, ergo sie quält sich durch elendig dicke Bü- cher. Im Gegenteil. Der Gedanke daran ist mir schon äußerst un- sympathisch. Im Billa Corso, wäh- rend ich mich gedanklich über die ärgerlichen Preise empörte, däm- merte mir, dass es nicht gerade ein Segen war, sprachlich begabt zu sein. Ich meine, wo bleibt mein Verdienst? Es fühlt sich eigentlich genauso an, als würde jemand deinen Hand nehmen und dir helfen zu wollen, etwas zu schaffen. Lauthals johlend erkennt die Hilfsperson die Leistung dann als deine an. Außer der Ausübung des Talents, das durch Genetik weitergereicht wurde, liegt nichts an mir. Mir kam die Erkenntnis, dass Talente einfach relativ seien, geschweige denn ob die Definition überhaupt auf mich zutraf. Tatsache ist und bleibt; Schönheit liegt im Auge des Be- trachters. Ich nickte stumm wäh- rend ich den Schlüssel im Schloss drehte, und bestätigte, dass ich be- griffen hatte, es sei unmöglich fest- zustellen ob eine Person talentiert ist. Zuhause angekommen legte ich mich gleich auf meine zerschlis- sene rote Couch. Ich merkte, wie mein tägliches Philosophieren ein Ende nahm, weil meine Augen- liden diesmal, abgesehen von der Migräne, auch wegen Müdigkeit schwerer wurden.

Theresa Kenda
Ingeborg-Bachmann-
Gymnasium Klagenfurt

Tohuwabohu

Fest umklammerte meine Hand das Schwert. So fest, dass meine Fingerknöchel weiß herausstachen. Der Moment war gekommen. Weit weg sehnte ich ihn mir, aber es war zwecklos. Eine schwarze Wolken- decke bedeckte den Himmel über Lucenas. Die dunklen Wolken ver- schluckten jedes Licht und tauch- ten die Welt in eine ewig wirkende Dunkelheit. Ich fuhr mit meinen Fingern durch meine kurzen, ver- schwitzten Haare. Ich wusste, dass ich dies vielleicht nicht überleben würde. Es hatte schon öfter Streitigkeiten oder kleine Grenzkämpfe zwischen den beiden Königreichen gegeben, aber nie war es zu ei- nem wirklichen Krieg gekommen. Doch dieses Mal war es anders. Ich ließ meinen Blick über die Armee schweifen. Tapfere Männer und Frauen, die bereit waren ihr Leben zu opfern, um ihr Königreich zu beschützen. In ihren Gesichtern sah man die verschiedensten Din- ge. Angst, Entschlossenheit, Wut, Trauer; manche Gesichter ließen sich lesen wie ein offenes Buch, manche waren verschlossen und abweisend. Doch sie alle wurden durch ihre Entschlossenheit vereint. Sie würden kämpfen, selbst wenn es das Letzte war, was sie je tun würden.

„Es geht los! Sie greifen an!“. Alle hatten auf genau diese Worte ge- wartet, doch trotzdem war es hart, sie nun doch zu hören. Ich atme- te tief durch, sammelte mich und lief los. Schnell eilte ich durch das kleine Waldstück direkt auf die Armee des Königreichs Tenebrus zu. Fast wie durch einen Schleier sah ich meinen ersten Gegner. Ich wusste, ich musste ihn töten. Bloß nicht durfte ich daran denken, dass

er ein Mensch wie ich war, der Familie und Freunde hatte, welche verzweifelt darauf warteten, dass er heimkehrte. Ich wich seinem ersten Hieb aus und rammte ihm mein Messer in den Rücken. Es war wohl ein schneller Tod. Gerne hätte ich kurz ausgeharrt, aber dafür war jetzt keine Zeit. Suchend glitt mein Blick über die Menge der Kämpfenden. Schon sah ich sie. Am liebsten hätte ich laut geflucht. Warum musste sie heute hier sein? Warum ausgerechnet sie? Ihre roten Haare hatte sie zu einem wilden Zopf gebunden und in ihren Augen funkelte der reine Kampfgeist. Ich betete, dass es nie zu einem Duell kommen würde. Sie war eine der stärksten Kämpferinnen ihrer Armee, genau wie ich. Jeder andere würde wohl hoffen, dass er die Chance hatte sie auszuschalten, aber ich nicht. Ich könnte sie niemals töten. Ich liebte sie. Wir stammten aus derselben Geschichte. Einer wunderschönen Romanze, die sich jedoch immer weiter zu einem traurigen Drama entwickelte. Als sie sich damals dazu entschieden hatte zu ihrer Familie zurück nach Tenebrus zu gehen, zerriss es mich und mein Herz zersplitterte in winzige Teile. Liebe kann einen in den Himmel schicken oder einen am lebendigen Leib verbrennen lassen. Und oh Gott - wir tanzten auf direktem Wege ins Feuer.

Ich atmete tief ein und stürzte mich in das Gemenge. Ich wusste nicht, wie lange ich kämpfte, aber es kam mir so vor, als hätte jemand auf einen Vorspulknopf gedrückt. Meine Erinnerung an den Kampf war bruchstückhaft und verschwommen. Wie in Trance schlug ich mir meinen Weg durch die kämpfende Masse. Ich hatte keine Wahl. Ich tat es für mein Königreich. Ein kurzer Moment meiner Unaufmerksamkeit wurde mir schließlich zum Verhängnis. Ich sah die rote Blutspur erst, als mein Adrenalin etwas

nachließ und mich hilflos der Realität überließ. Der Schmerz durchfloss meinen Körper wie eine Welle und mir wurde übel. Die Frau, die mich angegriffen hatte, wurde jedoch von einem unserer Krieger in Schach gehalten. Ich rannte. Ich rannte so schnell wie ich noch nie gerannt war. Das Adrenalin gab mir die Kraft, die ich brauchte, um es zu schaffen. Es war im Nachhinein betrachtet ein Wunder, dass ich das überlebt hatte. Mit allerletzter Kraft schlepppte ich mich auf eine versteckte Lichtung im Wald. Mein Blick verschwamm und mir wurde bewusst, dass dies vermutlich mein Ende war. Plötzlich hörte ich das laute Knacken eines Zweigs. Jemand stürmte auf die Lichtung. Das Schicksal war noch nie gerecht zu mir gewesen und es kam, wie es kommen musste. Niemand anderer als sie stand plötzlich vor mir. Ich raffte mich auf, bis ich schließlich auf wackeligen Beinen zum Stehen kam. Hazel Lancaster starrte mich verblüfft an. Ich lächelte. Sie würde mich töten und das Schlimme daran war, es war mir egal. „Na los!“, forderte ich sie auf. „Töte mich!“ Ich schloss die Augen, lächelte und wartete. Doch als nach fünf Sekunden nichts geschah, öffnete ich sie wieder. Zu meinem Erstaunen stand sie nur da und starrte mich mit Tränen in den Augen an. „Ich kann es nicht! Glaubst du, ich könnte dich je töten?“, flüsterte sie mit brüchiger Stimme. Verblüfft starrte ich sie an und wusste nicht so recht, was ich jetzt sagen sollte. Sie lächelte mich an. „Blind traf ich eine Entscheidung und ging. Es war der größte Fehler, den ich je gemacht habe. Ich liebe dich. Für immer.“ Sie sagte diesen Satz wie eine Selbstverständlichkeit. Wie einen Satz, der in einem Lehrbuch stand. Langsam kam sie auf mich zu. Wortlos sah ich sie an. Mein Blick sagte mehr als Wörter es je könnten. Ihre Augen füllten sich erneut mit Tränen und sie lief auf

mich zu, direkt in meine Arme. Die Zeit stand still in diesem Moment. Alle Geräusche um uns verblassten und es fühlte sich so an, als würden die Bruchstücke meines Herzens wieder zusammengesetzt werden. Ich wäre am liebsten ewig so stehen geblieben, aber plötzlich hörte ich mehrere Stimmen. Mir wurde bewusst, dass sie Hazel suchten. Mit brüchiger Stimme krächzte ich: „Hazel? Hör mir zu! Du läufst jetzt weg! Lass mich hier allein, ich komme zurecht! Tu es für mich! Ich bringe das Opfer, das gebracht werden muss, damit du überlebst.“ Dieser Satz floss schwer wie flüssiger Beton über meine Lippen, doch ich wusste, dass ich das Richtige gesagt hatte. Sie sah mir in die Augen und nickte. „Das ist das Schwierigste, was ich je tun muss.“ flüsterte sie mit schmerzerfüllter Stimme, „Ich liebe dich!“. „Ich weiß“, sagte ich und lächelte. Sie ging zum Rand der Lichtung und sah sich ein letztes Mal um. Dann ging sie.

Was für ein Chaos mein Leben doch gewesen war. Ich bereute jedoch keine einzelne Sekunde davon. Und was Hazel anging. Wir waren die Helden einer Geschichte. Nicht irgendeiner Geschichte, sondern unserer. Doch wie in allen Geschichten gibt es nie ein perfektes Ende. Aber die Erinnerungen waren genug. Nun brachte ich das Opfer, das das Universum verlangte. Als würde ich mit meinem Tod die vielen Momente bezahlen, die wir geteilt hatten. Ich hörte die kleine Gruppe von Menschen auf die Lichtung treten. Ich lächelte. Das war es wert gewesen.

Kategorie III

In dieser Kategorie werden die Texte der Schülerinnen und Schüler der 10. bis 12. Schulstufe (16- bis 19-Jährige) bewertet.

Jurorinnen und Juroren:

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Anke Bosse | Univ. Prof. Dr. Ulrike Krieg-Holz | Dr.ⁱⁿ Ute Liepold |
Mag. Hubert Patterer | Dr. Heimo Strempf | Aron Stiehl | Karin Waldner-Petutschnig |
Josef Winkler



Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Anke Bosse

Anke Bosse stammt aus Hannover, hat in Göttingen, Avignon und München Germanistik, Komparatistik und Romanistik studiert (D und F). Sie war Universitätsassistentin an der Universität Genf (CH), legte dort ihre Thèse d'état ab und erhielt die Lehrbefugnis für Neuere deutschsprachige Literatur. Sie folgte 1997 einem Ruf als Universitätsprofessorin an die Universität Namur (B), 2015 dem Ruf als Universitätsprofessorin an die Alpen-Adria-Universität Klagenfurt (A). Zusätzlich steht sie seither dem Musil-Institut/Kärntner Literaturarchiv der AAU vor. Neben der Neueren deutschsprachigen Literatur des 18.-21. Jhs. hat sie sich auf Edition und Archiv, literarisches Schreiben und Schreibprozesse, Medialität und Materialität von Literatur, Intertextualität, Intermedialität, Interkulturalität spezialisiert

Ulrike Krieg-Holz ist seit 2015 Professorin am Institut für Germanistik (Fachbereich Germanistische Linguistik) und seit Januar 2020 Dekanin der Fakultät für Kulturwissenschaften an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Sie absolvierte das Studium der Deutschen Sprachwissenschaft, Deutschen Literaturwissenschaft und Geographie an der Universität Passau und promovierte mit einer Arbeit über „Wortbildungsstrategien in der Printwerbung“. 2011 habilitierte Ulrike Krieg-Holz zum Thema „Textsortenstile“, wobei Methoden und Parameter für die Stilbeschreibung und Textsortenklassifikation im Vordergrund standen. Die wissenschaftliche Laufbahn führte die Forscherin unter anderem an die Friedrich-Schiller-Universität in Jena und an die Universität Leipzig. Neben verschiedenen Forschungsvorhaben arbeitet die Professorin aktiv in einer Forschungs- und Lehrkooperation mit der Universität Sorbonne Nouvelle in Paris.



Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Ulrike Krieg-Holz



Dr.ⁱⁿ Ute Liepold

Ute Liepold, geboren 1965 in Bregenz, Studium der Philosophie, Publizistik und Germanistik an der Universität Wien. Diverse Publikationen, Studien und Forschungsprojekte. Lehrtätigkeit an der Universität Klagenfurt. Gründungsmitglied des Universitätszentrums für Frauen- und Geschlechterstudien an der AAU Klagenfurt. Freie Autorin und Regisseurin. Seit 2013 Leiterin Theater Wolkenflug. Zweifache Nestroypreisnominierung.



Mag. Hubert Patterer

Hubert Patterer wurde am 2. Juni 1962 in Villach geboren. Nach der Volksschule in Kirchbach/Gailtal und dem Bundesgymnasium in Lienz mit abschließender Matura im Herbst 1980 Beginn des Germanistik- und Anglistik-Studiums in Klagenfurt. Nebenbei Mitarbeit bei der Kleinen Zeitung Klagenfurt. Im Juni 1984 Eintritt in die Kleine Zeitung Klagenfurt. 1985 Sponsion zum Magister der Philosophie.

Ab 1992 Leitung der Ressorts Sport, Kultur und Lokales bei der Kleinen Zeitung. 1997 Ernennung zum stellvertretenden Chefredakteur der Kleinen Zeitung Klagenfurt.

Im April 2000 Wechsel zur Kleinen Zeitung nach Graz als stellvertretender Chefredakteur. Mit 1. April 2006 Bestellung zum Chefredakteur der Kleinen Zeitung. Seit 1. Juli 2006 auch Geschäftsführer der Kleine Zeitung GmbH & CoKG.

Auszeichnungen: Chefredakteur des Jahres 2008, 2010, 2011, 2012, 2015 und 2016 (verliehen durch „Der österreichische Journalist“)

Aron Stiehl, geboren in Wiesbaden. Er studierte an der Hochschule für Musik und Theater in Hamburg unter der Leitung von Götz Friedrich das Fach Musiktheater-Regie, das er mit Auszeichnung abschloss. Von 1996 bis 2001 war er als Spielleiter an der Bayerischen Staatsoper engagiert, dort inszenierte er 2001 Dido und Aeneas und 2005 Medusa. 2007 setzte er in Tel Aviv Die Entführung aus dem Serail mit dem Israel Philharmonic Orchestra unter Zubin Mehta in Szene. Zubin Mehta engagierte ihn zudem für die Regie der Götterdämmerung mit „La Fura dels Baus“ in Florenz und Valencia 2009. 2013 realisierte er bei den Bayreuther Festspielen Das Liebesverbot in Koproduktion mit der Oper Leipzig. Er inszenierte im Großen Festspielhaus / Landestheater Salzburg, am Badischen Staatstheater Karlsruhe, Staatstheater Saarbrücken, Oper Bonn, St. Gallen, Halle, Magdeburg, Bern, Bielefeld, Erfurt, Meiningen, Heidelberg, Coburg, Oldenburg, Münster, Augsburg, Görlitz, Kaiserslautern, Passau, Halberstadt, Flensburg, Eisenach, Leipzig und Bonn, beim Tollwood-Festival in München, im Münchner Gasteig und an der Kammeroper Hamburg. In Klagenfurt waren bereits Schlafes Bruder von H. Willi / R. Schneider, Fidelio von L. v. Beethoven sowie die Inszenierungen von End oft he Rainbow – Judy Garland, ihr Leben, ihre Musik, Im Weißen Rössl, Das Land des Lächelns, Der Zauberer von Oz und Evita zu sehen. Seit der Spielzeit 2020/21 ist Aron Stiehl Intendant des Stadttheaters Klagenfurt.



Aron Stiehl



Heimo Strempfl ist Germanist und Mitarbeiter der Kulturabteilung der Landeshauptstadt Klagenfurt. Er betreut das Robert-Musil-Literatur-Museum, organisiert den Klagenfurter Literaturkurs und schreibt über künstlerische, vor allem literarische Themen, u.a. auf dem Blog <http://minthouse.myblog.de/>

Dr. Heimo Strempfl



Karin Waldner-Petutschnig

Karin Waldner-Petutschnig ist freie Kulturjournalistin in Klagenfurt. Neben ihrer rund 30jährigen Tätigkeit bei der „Kleinen Zeitung“ leitete sie zwölf Jahre den Carinthia-Verlag und drei Jahre das Museum Liaunig. Sie ist verheiratet und Mutter von Philip und Anna.

Ich wurde am 3. März 1953 als Sohn bäuerlicher Eltern in Kamering bei Paternion, Kärnten, geboren, besuchte die achtklassige Dorfvolksschule in Kamering und die Handelsschule in Villach. 1973 trat ich in den Bürodienst der damaligen Hochschule für Bildungswissenschaften und jetzigen Universität in Klagenfurt ein. In dieser Zeit gab ich mit dem Universitätsprofessor und Schriftsteller Alois Brandstetter die Literaturzeitschrift „Schreibarbeiten“ heraus und gründete einen Literarischen Arbeitskreis von dem Schriftsteller aus dem In- und Ausland zu Lesungen eingeladen wurden. Auf Vermittlung von Martin Walser erschien 1979 mein erster Roman „Menschenkind“ im Suhrkamp Verlag. Von 1979 – 1982 ging ich an der Universität Klagenfurt in Karenz. Seit 1982 lebe ich als freier Schriftsteller.

Inzwischen sind im Suhrkamp Verlag 19 Bücher erschienen, die in 17 Sprachen übersetzt wurden. 2018 erschien der Roman „Laß dich heimgeigen, Vater, oder Den Tod ins Herz mir schreibe“. 2019 erschien ebenfalls im Suhrkamp Verlag der Prosaband „Der Stadtschreiber von Kalkutta“. Im Oktober 2020 erschien in der edition suhrkamp ein Band mit Kleiner Prosa: „Begib dich auf die Reise oder Drahtzieher der Sonnenstrahlen“.

2001 erhielt ich für meine römische Novelle „Natura morta“ den von Günter Grass gestifteten Alfred Döblin-Preis, 2007 den Großen Österreichischen Staatspreis und 2008 den Georg-Büchner-Preis der Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt.



Josef Winkler

**WIR LIEFERN
TRINKGENUSS
AUS DER WASSERLEITUNG**



© Stock.com, SCHAMIN



ZEITRÄUME



WWW.TAGGENBRUNN.AT

BURG TAGGENBRUNN, ST. VEIT AN DER GLAN

Spektakuläre Zeitreisen

Die multimediale Ausstellung „Zeiträume“ auf der Burg Taggenbrunn in St. Veit/Glan vermittelt ein faszinierendes Zusammenspiel aus Imagination und Information, Klängen und Licht sowie ernüchternde Fakten über unseren Planeten.

Bewertungsübersicht Kategorie III

Platzierung	Name	Schule
1. Platz	Marie-Sophie Plenk	Waldorfschule, Klagenfurt
2. Platz	Bernadette Böhm	HLF Krems
3. Platz	Margherita Gattermann	Waldorfschule, Klagenfurt

Folgende Texte kamen ebenfalls in die engere Auswahl:

	Abi Lena Ronja	Waldorfschule, Klagenfurt
	Anna Dragaschnig	Waldorfschule, Klagenfurt
	Anna Henckel	Stiftsgymnasium, St. Paul
	Anna Kneß	Alpen-Adria-Gymnasium, Völkermarkt
	Hannah Madritsch	Peraugymnasium, Villach
	Johanna Friederike Brunner	BG/BRG für Slowenen, Klagenfurt
	Katharina Haselbacher	HBLA Oberwart, Burgenland
	Katharina Striednig	BG/BRG Mössinger, Klagenfurt
	Laura Possnig	Europagymnasium, Klagenfurt
	Lena Leitner	Waldorfschule, Klagenfurt
	Leyla Degistirici	Anette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium, Düsseldorf
	Lisa Martl	Peraugymnasium, Villach

	Lucas Cottogni	Peraugymnasium, Villach
	Maria Lahousen	Gymnasium der Ursulinen, Graz
	Nika Alexandra Radics	GRG 17 Parhamergymnasium, Wien
	Simon Trampota	GRG19, Schule im Grünen, Wien
	Sophie Mrotzeck	Uhland-Gymnasium, Tübingen

1.Platz
Marie-Sophie Plenk
 Waldorfschule
 Klagenfurt

Innerer Monolog

„Es gab mich praktisch nicht“
 [...] Mein Leben wird hier enden.
 Ich weiß es, ich habe es gehört,
 eine Frau neben mir hat es gesagt.
 Sie hat gesagt, dass alle Menschen,
 die in den Zug kommen in den Tod
 fahren. Ja, ich weiß, dass ich ster-
 ben werde, und ich kann nichts
 dagegen tun. Die Toten, die ich
 die letzten Wochen auf der Stra-
 ße liegen sah, waren mir mit der
 Zeit egal geworden, denn wenn
 man stets vom Tod begleitet wird,
 kommt er einem lang nicht mehr
 so schrecklich vor. Zumindest bei
 fremden Personen.

Ich habe so viele Tote auf den Stra-
 ßen gesehen, für so lange Zeit, dass
 ich nicht weiß, ob es noch Straßen
 ohne Tote gibt. Jetzt im Nachhinein
 tun sie mir leid. Sie haben si-
 cher Angst gehabt, so wie ich es
 nun habe. Ob sich Erwachsene
 wohl anders fühlen, wenn sie wis-
 sen, dass sie sterben müssen? Ich
 wäre auch gern erwachsen gewor-
 den...

Ein eigenes Haus einen eigenen
 Garten und ich könnte mir so viel
 Spielzeug kaufen, wie ich möchte.
 Warum spielen Erwachsene ei-
 gentlich nicht mehr? Ist es ihnen
 zu langweilig oder sind sie diejeni-
 gen, die zu langweilig sind? Eigent-
 lich wollte ich immer einen Hund
 haben, einen schönen großen mit
 weichem Fell, aber jetzt habe ich
 Angst vor ihnen, sie tun viel zu
 sehr das, was man ihnen befiehlt,
 auch wenn es etwas Böses ist. Wis-
 sen sie überhaupt was gut oder
 schlecht ist? Naja, sie sind wahr-
 scheinlich so böse zu uns, weil es
 ihnen selbst besser geht, wenn sie
 uns nicht mögen...

Wer will schon nett sein, wenn

er für das Nettsein bestraft wird?
 Hoffentlich sehe ich nochmal die
 Sonne.
 Ich mag die Sonne, denn sie strahlt
 für Kinder, Erwachsene, Juden,
 Christen, Hunde, Katzen und
 Bäume. Für die Sonne gibt es kei-
 ne Unterschiede, für sie sind alle
 gleich viel wert. Mein Papa hat im-
 mer gesagt, dass es für alles einen
 Grund gäbe oder dass alles einen
 Sinn hätte.

Diesen Satz hat er aber schon seit
 einiger Zeit nicht mehr verwendet
 und ich weiß auch warum. Wel-
 chen Sinn hat es, dass Kinder wie
 ich leiden und sterben müssen?
 Es gibt einfach keinen einzigen
 Grund. Ich hoffe, dass ich nicht
 vergessen werde, ich hoffe, dass
 niemand vergessen wird, der hier
 mit mir stirbt.

Jeder hat es verdient nach seinem
 Tod in der Erinnerung von den
 noch Lebenden zu bleiben. Ver-
 misst. Und noch immer geliebt.
 Schade nur, dass es so sein wird,
 viele Namen werden in Zukunft
 vergessen werden und ebenso die
 Gesichter werden in Vergessen-
 heit geraten, zu denen einst dieser
 Name gehörte.

Das Wort Tohuwabohu, habe ich
 von meiner Mama gelernt. Sie rief
 es immer, wenn mein Zimmer so
 unordentlich war, dass ich nicht
 einmal mehr zu meinem Bett fand.
 Wie ich dieses Wort hasste. Ich
 hasste es, weil ich wusste, dass es
 Zeit war aufzuräumen.

Jetzt vermisste ich dieses unge-
 wöhnliche Wort und vor allem
 dessen Bedeutung. Denn seit Mo-
 naten, durfte ich kein Tohuwabo-
 hu stiften und auch alle anderen
 nicht, welche mit mir in den Bara-
 cken lebten. Wir alle mussten nach
 Regeln leben, die wir nicht einmal
 selbst aufgestellt haben. Jedes Le-
 ben ist in einer gewissen Art und
 Weise Chaos, niemand weiß was
 im nächsten Moment passieren
 wird und nur der, dem dieses Le-
 ben gehört, kann dieses Chaos be-

wältigen.

Hier im Zug weiß aber fast jeder
 was in naher Zukunft passieren
 wird. Dieser Traum vom eigenen
 Leben, von der Neugierde was die
 nächsten Jahre passieren wird, ist
 für uns schon lang in tausend Teile
 zerbrochen.



Am 22.03.2022 kam ich in Innsbruck auf die Welt. In der Volkschule stand vor allem Deutsch in meinem Interesse. Denn es war ein Fach, in welchen man seine unendliche Fantasie ausleben und mit seiner Kreativität

ein Kunstwerk in Form eines Textes erstellen konnte.

Mit den höheren Schulen begann mir Deutsch jedoch zunehmend schwer zu fallen und es entstanden schwere Blockaden in diesem Bereich. Erst mit dem Umzug nach Kärnten und dem Schulwechsel von der HBLFA Kematen in die Waldorfschule in Klagenfurt, hatte ich wieder Spaß an dem Unterrichtsfach, Deutsch. Wegen meinem oftmals nicht sehr einfachen Weg in der Sprache Deutsch, freue ich mich besonders unter den drei Bestplatzierten zu sein.

Innerer Monolog

Ist es Krieg? Ist es eine Fahrt in die Gaskammern der Shoah? Ist es todbringende Vertreibung? Am 24. Jänner dieses Jahres haben die Schülerinnen und Schüler ihre Texte eingereicht, genau einen Monat später marschierte Putins Russland in die Ukraine ein. Zwangsläufig haben wir in der Jury den Text auf diesem Hintergrund gelesen – und uns zugleich eingestanden: Die menschenverachtende Todesdrohung hier, in diesem Text, sie ist universell. Sie ist – erschreckend genug – immer da.

Sie wird uns hier präsentiert als innerer Monolog eines Kindes, was sie noch erschreckender macht. Ein Kind schreibt, erschütternd lapidar. Es nimmt mehr und anderes wahr als Erwachsene: „Es gab mich praktisch nicht. Mein Leben wird hier enden.“ Seine Todesgewissheit und sein Wissen, keine Zukunft zu haben, teilt es mit allen anderen, erst in den Baracken, dann im Zug. So lässt das Kind inmitten der Hoffnungslosigkeit eine empathische Gemeinschaft entstehen, Menschlichkeit gegen Entmenschlichung.

Getragen wird dies von einer klaren Sprache, einem sicheren Gefühl für Rhythmus und Stil sowie den Mut zu kreativer Abweichung durch Ellipsen, Wiederaufnahmen und assoziative Verkettungen.

Ulrike Krieg-Holz & Anke Bosse

2.Platz
Bernadette Böhm
 HLF Krems

Nothing except of TOHU-WABOHU

Vieles, viel zu viel. Nichts, absolut gar nichts. Höhen und Tiefen wie auf einer Achterbahn. Gefühlsdrama wie in einem Märchen. Wahrheit oder Lüge? Vielleicht eine Sage, pure Übertreibung. Entweder alles, oder nichts. Einer für alle und alle für einen, oder doch jeder für sich selbst? Egoismus. Freundschaft? Loyalität? Respekt? Kennen wir das noch? Selbstverständlich. Handeln wir auch so? Nur im Traum. Was ist selbstverständlich? Unser Leben? Nur unser Tod. Was ist ein Traum. Träumen wir unser Leben, oder leben wir unseren Traum? Wer hat die Antworten auf unsere Fragen? Gibt es Antworten auf unsere Fragen? Niemand weiß alles, aber auch niemand weiß nichts. Nur alle glauben zu wissen, dass sie alles wissen. Niemand glaubt zu wissen, dass alle niemand sind. Alle sind jemand. Niemand ist niemand. Selbst niemand ist jemand. Die Wolken verdecken die Sonne, warum überdeckt die Sonne nicht die Wolken? Der Himmel wechselt die Farben, ansonsten bleibt alles gleich. Die Wiese grün, die Rosen rot, das Holz braun. Egal welche Tageszeit. Die Farben bleiben gleich, auch wenn sie auf uns anders wirken. Glauben wir den Farben des Tages, oder der Nacht? Dunkelheit ist unser Feind. Wir sind unser Feind. Die Dunkelheit in uns bekämpft das helle Strahlen, welches wir als Kinder erhalten und als Erwachsener vergessen. Lebensbedrohliche Waffen und seidenweiche Kuscheltiere, Rosa Herzuflballone und kohlschwarze Steine.

Alles schießt durcheinander wie in einem riesigen Tornado. Gedan-

ken. Gefühle. Alles durcheinander. Wer bin ich? Wer will ich sein? Bin ich ich? Bin ich du? Will ich du sein? Will ich ich sein? Kann man sich aussuchen, wer man ist? Wird einem vorgeschriven, wer man zu sein hat? Ja. Von wem? Haben sie die Berechtigung dazu? Kann ich mich dagegen wehren? Wird es meine Zukunft beeinflussen, wenn ich mich dagegenstelle? Einhundertprozentig. Positiv oder negativ? Wird man über mich sprechen? Positiv oder negativ? Wird es mich interessieren? Werde ich auf sie hören? Werden sie auf mich hören? Habe ich eine Stimme? Eine Stimme, der man lauschen möchte? Eine Stimme, die etwas zu sagen hat? Oder sind es nur Worte, die keinen Sinn ergeben? Kein Sinn. Dieser Text. Dieses Leben. Was macht überhaupt Sinn? Wissenschaft? Glaube? Glaube an die Wissenschaft? So unterschiedlich. Gegensätzlich. Nichts miteinander zu tun. Aber die Fähigkeit sich miteinander zu vereinen. Können sich Menschen miteinander vereinen? Obwohl sie grundverschieden sind? Spannung bleibt aufrecht. Keine Langeweile. Explosion. Crazy und Crazy ergibt eine Explosion. Puff. Was bedeutet crazy? Kompliment oder Beleidigung? Verrückt sein bedeutet nicht gestört zu sein. Wortwörtlich sagt es aus, etwas ist verrückt, zum Beispiel der Tisch steht auf einer anderen Stelle als normalerweise. Etwas ist nicht normal. Aber was ist schon normal? Bin ich normal? Will ich normal sein? Normal ist langweilig. Langeweile bedeutet Ruhe. Ruhe ist angenehm und entspannend. Ich möchte entspannt sein. Aber ich möchte auch anders sein. In verschiedene Richtungen denken. Kreuz und quer. Nicht nur vor und zurück oder links und rechts. Oben, unten, diagonal, im Kreis, in einer Pyramide, in einer unendlich Schleife. Die Unendlichkeit. Eine Sensation. Was ist unendlich?

Alles ist endlich, denn alles hat ein Ende, oder? Hat ein Kreis ein Ende? Wo? Er hat ein Loch. Das schwarze Loch. Eine Sensation. Alles verschwindet. Verschwinden wir auch? Verschwinden unsere Gedanken? Wohin? Werden wir uns wieder sehen? Werden wir genauso aussehen, wenn wir herauskommen? Herauskommen aus dem Nichts. Sind wir jetzt in einem Etwas? Ist die Welt ein Ort? Oder eine Illusion? Wer kann mir meine Existenz beweisen? Das alles könnte ein Traum sein. Eventuell ein Albtraum. In meinem eigenen Kopf gefangen. Kein Ausweg. Alle Türen verschlossen. Ich habe nur einen Schlüssel. Ich habe nur einen Versuch. Alles sieht gleich aus. Darauf steckt das Leben, oder der Tod. 50/50. Werde ich es wagen? Ich könnte sterben. Aber ich könnte auch leben. Ist der Tod schlimmer, als in einem Zwischenuni-versum gefangen zu sein? Allein. Wer weiß? Niemand weiß etwas. Ich nicht, du nicht. Ich kann es nur versuchen. Ich werde es bereuen. So oder so. Ich werde es bereuen, wenn ich den Schritt nicht gegangen bin. Stehen bleiben ist keine Option. Selbst ein Schritt zurück verleiht dir einen Überblick über das große Ganze. Alles hat Vorteile und Nachteile. Stell sie auf eine Waage. Was ist gewichtiger? Überleben ist nicht gleich Leben. Jeden Tag mich selbst am Leben erhalten, hat nichts mit Lebensfreude zu tun. Ich tue, was getan werden muss. Nicht mehr, nicht weniger. Richtiger Weg? Gibt es einen falschen Weg? Wo ist die Abzweigung? Wo führt sie hin? Autobahn oder Feldweg? Schnell und schmerzlos oder Abenteuer? Ich könnte sterben. Jeder könnte sterben. Du könntest sterben. Aber ich könnte auch leben. Jeder könnte leben. Du könntest leben. Das Leben, das du dir immer vorgestellt hast. Es ist Wirklichkeit. Mit allem Drum und Dran. Das Lotto des Lebens

gewonnen. Jeder kann gewinnen.
Ich sowie du. Wir sind Gewinner.
Wir glauben daran. Wir glauben
an uns. Ich glaube an dich. Ich bin
stolz auf dich. Du bist hier. Du hast
es so weit geschafft. Nicht aufgege-
ben. Nicht umgedreht. Nach vorne
gesehen. Richtung Sonne. Wie die
Sonnenblumen. Sie haben ein Vor-
bild. Ein Lebenselixier. Was haben
wir? Wir haben uns. Wir haben
die Liebe. Die Liebe, die über alles
siegt, selbst über den Hass. Willst
du verlieren? Nein? Dann liebe.
Liebe deinen nächsten. Und vor al-
lem, LIEBE DICH!

„Fantasie ist wichtiger als Wissen,
denn Wissen ist begrenzt“ – Albert
Einstein



Name: Böhm Bernadette

Geboren: 26. Mai 2004 in Tulln, Niederösterreich

Ausbildung: Höhere Lehranstalt für Fremdenverkehr, Krems

Hobbys: Malerei, Sport, Reisen, Musical

Als Expressionistin lege ich Wert auf die Gefühlsregung, die meine Werke in den Betrachtern auslöst. Mein Ziel ist es, Gedanken und Gefühle auf Papier zu bringen, indem ich ihnen Namen und Gestalt gebe. Auf diese Art rege ich meine Zuhörer zum Nachdenken an und geben ihnen die Möglichkeit sich mit meinen Worten zu identifizieren. Das Gefühl nicht allein zu sein, das Gefühl der Einsamkeit, sollte in niemandes Welt Platz finden.

*Die Autorin fragt, wer denn „die Antworten auf unsere Fra-
gen“ habe? Gleichzeitig werden zunehmend neue Fragen ge-
stellt. Wirft die moderne Welt, in der wir leben, nicht stän-
dig neue Fragen auf? Der Text ist nicht nur deshalb aktuell.
Man/frau kann diese Welt als ein Gewirr von Widersprüchli-
chem auffassen, gleichsam als ein „Tohuwabohu“. Geradezu
sprichwörtlich geworden für diese Situation ist ein Buchtitel
des deutschen Philosophen und Soziologen Jürgen Haber-
mas, der Mitte der achtziger Jahre in zeitdiagnostischen
Beiträgen „Die Neue Unübersichtlichkeit“ zu beschreiben
versucht hat. Der Zustand der Welt hat sich seither nur un-
wesentlich verändert. Fragen waren stets ein probates Mit-
tel, um Problemstellungen aufzuwerfen. Die Vervielfachung
von Fragen scheint als Stilmittel, um Unübersichtliches zu
markieren adäquat. Abschließend wird der Physiker Albert
Einstein (1879 – 1955), der darauf hingewiesen hat, dass das
Wissen begrenzt sei und die Phantasie demnach sogar wich-
tiger, zitiert. Ist das nicht auch eine Handlungsanleitung aus
diesem, mit viel Phantasie verfassten, Text? Gratulation!!!!*

Ute Liepold & Heimo Strempfl

3.Platz
Margherita Gattermann
 Waldorfschule
 Klagenfurt

Weltuntergang

„Es ist erstaunlich, wie Chaos und Ordnung sich voneinander unterscheiden und doch miteinander harmonieren“, dachte Ella, während sie ihre Umgebung betrachtete. Überall herrschte Verwüstung. Häuser lagen in Trümmern und die wenigen noch existierenden Bäume hatten Feuer gefangen und brannten nun lichterloh. Männer und Frauen in Uniformen – vielleicht waren es Polizisten – versuchten Ordnung zu schaffen. Teilweise war es ihnen gelungen und die Menschen stellten sich gehorsam in Reih und Glied auf, doch einige Leute rannten weiterhin panisch umher. Die Folgend des Wirbelsturms wogen schwerer, als irgendjemand es vorausgeahnt hatte. Zudem hatte die Hitze Brände verursacht. In den letzten Monaten hatte Ella immer wieder von Katastrophen gehört, die sich in unmittelbarer Nähe ereigneten. Stürme, Erdbeben, Überschwemmungen... Es war nur eine Frage der Zeit, bis eine von ihnen auch ihre Stadt heimsuchte. Und doch hatte der Tornado sie alle überrascht. Ella erhob sich auf ihre zitternden Beine und blickte sich um. Wo waren ihre Eltern? Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie sie zuletzt gesehen hatte. Sie lief ein paar Schritte, blieb stehen, ließ ihren Blick hektisch hin und her wandern. „Wen suchst du?“ Sie fuhr herum. Vor ihr stand ein Junge. Er musste um die Siebzehn sein, also in etwa so alt wie sie. Er hatte dunkelbraunes Haar und grüne Augen, die sie forschend, aber freundlich musterten. „Meine Eltern“, antwortete Ella mit rauer Stimme. „Vielleicht sind sie da drüber“. Mit dem Kinn deutete

er auf eine stetig größer werdende Gruppe, die sich, offenbar auf Anweisung der Uniformierten, zusammendrängte. „Sie wollen diesen Ort verlassen, um einen sichereren zu finden“, erklärte er. Ein heißer Wind wirbelte Staub auf und zerzauste Ellas blondes Haar. Blinzeln kniff sie die Augen zusammen. Als sie sie wieder öffnete, war der Junge verschwunden. Nachdem sie ihre Eltern noch einige Stunden gesucht und nicht gefunden hatte, schloss Ella sich der Gruppe an. Sie hoffte, ihre Eltern würden irgendwo unter diesen Leuten sein. Sie wanderten lange durch Wälder und Berge und machten erst Rast, als es bereits spät in der Nacht war. Die Hitze wurde von eisiger Kälte abgelöst. Ein Feuer wurde entfacht und irgendjemand verteilte aus einem Sack Käse und Brot, welches die Leute über den Flammen rösteten. Ella verspürte zwar kaum Hunger, fühlte sich jedoch schwach und zittrig. Sie wusste nicht mehr, wann sie zuletzt gegessen hatte. Sie ging zu dem Mann mit dem Proviant, nur um zu sehen, dass der Sack leer war. „Hier“, Jemand hielt ihr ein Stück Brot vor die Nase. Es war der Junge von vorhin. Sie blickte ihn zunächst verwirrt an, nahm es dann jedoch dankend entgegen. „Wie heißt du eigentlich?“, erkundigte sie sich. „Nolan. Und du?“ „Ella“.

Die Flüchtenden schliefen so gut es ging zwischen den Bäumen und machten sich noch vor Morgengrauen wieder auf den Weg. Ella und Nolan gingen nun Seite an Seite. Sie gelangten in ein Tal. Vor ihnen erstreckte sich das Meer. Die Wellen brachen sich leise plätschernd am Strand und einen Moment lang wirkte alles vollkommen friedlich. Waren sie hier sicher? War dies jener Ort, der noch nicht zerstört war, weder von der Natur selbst noch von den Menschen. Gab es einen solchen Platz über-

haupt noch? Einen Moment lang glaubte Ella daran, doch dann ging die Sonne auf und offenbarte ein erschreckendes Bild. Am Horizont türmte sich eine Welle auf. Sie wurde immer größer und kam mit rasender Geschwindigkeit auf sie zu. War das das Ende? Vermutlich. Doch war es endgültig? Nein. Die Natur würde sich wohl irgendwann erholen, wenn es die Menschen nicht mehr gab. Stumme Tränen rannen über Ellas Gesicht. Sie würde sterben. Ein Kitzeln ließ sie auf ihre Hand schauen. Eine Biene hatte sich auf ihrem Finger niedergelassen. Sie spürte, wie ein schwaches Lächeln über ihr Gesicht huschte. „Dir geht es bald gut“, flüsterte sie. Die Welle kam immer näher. En Ellas Ohren rauschte es und sie schmeckte salzige Luft. Nolan blickte sie an. „Es ist vorbei“, stieß er erstickt hervor. Ella schüttelte den Kopf. „Es ist nicht das Ende, nur das Ende der Menschheit“, hauchte sie. „Du und ich, wir werden heute sterben, aber es ist die Rettung der Welt!“

Ich heiße Margherita Gattermann, bin 17 Jahre alt, wohne in Faak am See und gehe in die 10. Klasse der Waldorfschule Klagenfurt. In meiner Freizeit mache ich gerne Sport oder kuche. Ich spiele auch sehr gerne Theater und interessiere mich für Literatur. Die Bücher, die ich lese, sind sehr unterschiedlich, manchmal handelt es sich dabei um Weltliteratur, oft aber auch um Fantasyromane.

Als ich klein war, haben mir meine Eltern immer Geschichten vorgelesen und erzählt. Irgendwann begann ich selbst, mir welche auszudenken. Lange Zeit erzählte ich sie niemandem, sie waren nur in meinem Kopf. Ich hatte sehr viel Fantasie. Jahrelang erfand ich Zwergengeschichten. Ich hatte unzählige Zwerge und sie alle hatten Namen und bestimmte Eigenschaften. Als ich älter wurde, begann ich meine Gedanken aufzuschreiben. Sie drehten sich jetzt nicht mehr ständig um Fabelwesen, sondern nahmen auch andere Richtungen. Mit 13 schrieb ich ein Buch, „Gefährliche Freundschaft“. Ich hatte eigentlich nicht vor, es zu veröffentlichen, tat es dann aber doch.

Ich bin sehr gerne draußen und ich liebe die Natur. Es ist mir ein großes Anliegen, die Umwelt so gut als möglich zu schützen. Ich bin daher bei Fridays For Future und Sharkproject, einer NGO, die sich für den Artenschutz einsetzt, tätig. Auch der Text, den ich eingereicht habe, handelt von der Zerstörung unseres Planeten, und obgleich er an manchen Stellen meiner Meinung nach ein wenig skurril ist, hoffe ich damit so viele Menschen wie möglich zum Nachdenken zu bewegen.



Weltuntergang

Ein Wirbelsturm verwüstet alles, tötet Menschen, reißt sie auseinander – ein ‚Tohuwabohu‘, das ‚nur‘ Teil einer Serie von Katastrophen ist. Kein Zweifel: der Hintergrund des Texts Weltuntergang ist die Klimakrise. Schonungslos detailgenau und in einfacher Sprache gehalten, ist er umso eindringlicher. Aus der Perspektive der Hauptfigur Ella erfahren wir, wie inmitten der Katastrophe, nach dem Verlust der Familie, gegenseitige Hilfe und Nähe, ja Freundschaft entsteht. Zusammen mit dem Jungen Nolan sucht Ella nach einem sicheren Ort, durchlebt Momente einer Hoffnung, die dann doch enttäuscht wird. Sogar endgültig: eine Riesenwelle rast unaufhaltsam auf sie zu.

Die Natur holt sich den Planeten zurück. Die Welt der Menschen muss untergehen, damit die Welt gerettet wird: „Du und ich, wir werden heute sterben, aber es ist die Rettung der Welt!“ Das ist Ellas lapidare, erschütternde Erkenntnis – und damit unsere. Das lässt die Leserin, den Leser auch nach der Lektüre nicht mehr los.

Aron Stiehl

Lena Ronja Abl
Waldorfschule
Klagenfurt

Brennende Stunden

Erwachende Zeit
Es stürzen heute,
Greisen wie Jahre und
Rhythmus zerrinnt
Wer baut hier Mauern?
Wer reißt sie nieder?
Im Bauche der Freiheit,
schlummert ihr Kind

Rinde maskiert all die Schatten,
und der blinde Alte schweigt,
wenn das Chaos tanzt

Die Pracht küsst den Bettler
Synthese der Funken, wenn Träume im Reigen,
Sich feurig umarmen,
schwebenden Mädchen,
die Freiheit besingen

Kindergejohle erklingt in den Fältchen
Geboren um auf Schaukeln zu ruhn
Das Warten erbebt
Sie schmecken Beton
Gekettet im Fall
Ists gestern, ists morgen
Wann, wann kommt sie,
die Zeit
Und die Töne schweigen
Sie ruhen im Kampfe
Schein der summenden Seelen
Doch ihre Träume strömen leicht und pur
Zur See der schlafenden Sehnsucht.

Der Vater spricht nicht,
Ruhet im Greisenhautschloss
Wenn von Jahr um Jahr die die
Feuer der Blüten entfachen,
brennend der Leere entfliehn
Brüllende Wimpernschläge
Es ist soweit

Die Funken öffnen

das Tor der Lähmung
Die Läufer quillen und sprudeln hervor
Entzündetes Leben rennt Mauer zu Boden
Im Ende des Grauens
Auch du erwachst,
Weil die Stunden brennen

Hört ihr den Schrei, den Ton aus den Flammen?
Geburt des „Morgens“
Die Freiheit empfängt,
Das Morgen ertönt in all unsren Ecken
Durch der Dämmerung tauchend
Läuft ein brüllendes Kind

Die Zeit lächelt

Anna Dragaschnig
Waldorfschule
Klagenfurt

Bahnhofs fresken

Für Passanten sind die Fresken der Bahnhofshalle in Klagenfurt oft unauffällig, gar unbedeutend, hetzen sie doch Tag für Tag der Pflicht des Alltags hinterher, die uns oft die Welt vor unseren Augen verborgen hält. Und so rennen wir blind an ihnen vorüber, ohne zu wissen, welch' bewegte Geschichte mit diesem Kunstwerk verbunden ist.

Im Zuge des Wiederaufbaus des Klagenfurter Hauptbahnhofes nach dem Zweiten Weltkrieg wurde ein Kunstwettbewerb ausgeschrieben, welchen der damals 21-jährige Giselbert Hoke gewann. Seine Fresken bestehen aus der „Wand der Kläger“ sowie der „Wand der Angeklagten“, welche wiederum eine Zusammensetzung vieler einzelner Bilder sind. Hoke behandelte dabei unter anderem Themen wie Trauer, Tod und Nacktheit, was für die damalige Zeit sehr fremd war und ein gewal-

tiges Tohuwabohu zur Folge hatte.

Eine Seele tanzt durch die ewige Nacht

Sanft legt er die Lippen auf ihre heiße Stirn, küsst sie, küsst sie, wie sie noch nie jemand geküsst hat, voll Leben, voll Erinnerung. Schließt ihre Augen, ihre blass-blauen Augen, blau wie das Wasser der Quelle, dass in der Kälte der Nacht erstarrt. Blau wie ein Vergissmeinnicht, dessen erste Blüte zaghaft zu Boden sinkt. Singt ihr ein Abschiedslied, engelsgeflüster gleich füllt es die kühlen Mauern. Streichelt ihre fahle Hand, die im Mondlicht leuchtet, so hell ist sie und ihr Atem flacht ab, wird leiser und leiser. Die weißen Wölkchen, mit denen sie ihr letztes Leben aus den Lungen haucht, stoßweiße in das Licht der Kerze, die traurig ins Dunkel flackert, sind Zeugen der Vergänglichkeit. Wird leiser und leiser, bis er sich im leeren Krächzen seines Liedes verliert.

Im Vorzimmer weint das Kind und der Hund bellt. Der Mann bringt sie zum Schweigen. Der Mann arbeitet weiter.

Eine Seele tanzt durch die ewige Nacht.

Er hört auf zu singen, sein heiserer Ton stöhnt nicht länger durch die Mauern, heiser und doch so liebevoll. Langsam öffnet er das Fenster, steigt hinaus, schließt es und geht. Sein schwarzer Mantel schwingt durch das Flockenmeer, wie eine einsame Erinnerung streift er über das tiefe Weiß. Nur noch leise hört man den Schnee unter seinen Füßen knirschen. Bald werden die Spuren hinter ihm verblassen. Bald wird er fort sein. Bald wird sein Mantel mit den dunklen Tannen verschmelzen, die leblos in den Himmel stieren.

Im Wald ruft die Eule und ein Ast bricht. Krachend fällt er zu Boden. Der Schnee glitzert.

Eine Seele tanzt durch die ewige Nacht.

Das Kind zwängt sich unbemerkt durch die alte Tür und schleicht sich zu ihrem Bett. Es streicht ihr zärtlich über die eingefallenen Wangen und ihre nunmehr kaltnasse Stirn. Oh wie es weint, wie bitterlich, wie trostlos. Seine Tränen kullern über das Gesicht, tropfen aus den geschwollen roten Augen, doch es sind Tränen getränkt mit liebevollen Erinnerungen. Und die brennende Kerze, die ihre Silhouetten an die Wände malt, schenkt ein Fünkchen Hoffnung. Es blickt nach draußen in den Schnee, der so funkelt und glitzert, der so fällt, als würde er das letzte Mal fallen, wie er durch die Lüfte tanzt in seinem wundervollsten Walzer, so kraftvoll und doch so leicht, doch so schwebend. Das Kind schenkt ihr ein letztes Lächeln, einen letzten Blick, den es liebevoll in seiner Erinnerung festhält, ganz fest, wie einen ewigen Schatz der Liebe.

Am Nachtkästchen erlischt die Kerze und das Wachs tropft. Der Mann weint nicht. Der Mann will nicht weinen.

Eine Seele tanzt durch die ewige Nacht.

Nun liegt sie alleine im Dunkel und das Mondlicht, nur das Mondlicht ist bei ihr, so blass wie ihre Haut, wie ihre blonden Haare und sie darf ruhen. Mitten in der Nacht, mitten im Winter, darf sie ruhen, ihren letzten Schlaf darf sie schlafen, in dieser bedrückenden Stille des ewigen Schnees. Wie grässlich leise es doch ist, nicht einmal die Motten hört man, wie sie sich durch das Leinen fressen, nicht die Mäuse, wie sie über die Bretter laufen, und doch ist es so schön. So kalt, so eisig und doch so lieblich. In seiner Einsamkeit erblühend. So liegt sie da, beinahe gefesselt in der kühlten Luft, so leer. Doch ihre Seele, ihre leuchtende Seele ist frei und sie ist weg, weit weg, irgendwo dort draußen in den Flocken und dort tanzt sie, wie sie ihr Leben lang noch nicht getanzt hat, diese

zauberhafte Seele, die innerlich so schön ist, so herzlich, so wärmevoll. Dort draußen erblüht sie wie eine weiße Rose, mit all ihren Erinnerungen und tanzt im Schein des Mondes, der sie ertränkt in seiner Schönheit, in seiner eisblauen Liebe.

In der Ferne fallen Schüsse und sie liegt im Sarg. Der Sarg wird weggeführt. Es ist Krieg.

Eine Seele tanzt durch die ewige Nacht.

Eiskristalle zieren seinen schwarzen Mantel, den er müde durch die verschneiten Wälder wiegt. Er zieht weiter, er muss weiter ziehen, denn er hört die Schüsse, wie sie vom eisigen Schnee verschlungen werden. Hört ihr Gekreische, ihr Heulen, hört ihren Aufprall, ihr Ende. Das Mündungsfeuer verschwimmt in seinen verweinten Augen zu einer feurigen Glut. Er möchte schreien, oh wie er schreien möchte, doch sein Atem erstickt in der eisigen Kälte, in den Flocken, im ewigen Weiß und lediglich sein Röcheln, sein trauriges Röcheln hängt in der Luft.

Im Kamin brennt ein Feuer und ihr Fenster ist offen. Das Wachs ist kalt. Der Sarg ist weiß.

Eine Seele tanzt durch die ewige Nacht.

Traurig, beinahe leblos wirkt der Mann, wie er hinkend durch ihr Zimmer steigt. Mit zittrigen Händen legt er die Decke zusammen, verstaut sie in der Kommode und mit ihr das Kissen, glättet die Falten der Matratze, stellt ihre Schlapfen ins Regal und nimmt die Kerze mit. Die Scherben der Tasse, die ihm zuvor hinuntergefallen war, kehrt er mühsam auf die Schaufel, schließt bedächtig das Fenster, blickt sich ein letztes Mal um und lässt die Tür hinter sich ins Schloss fallen. Voll Trauer ist er, innerlich zerfrißt es ihn, innerlich geht er zugrunde und tausend Fetzen hängen in seinem Herzen, doch Träne, Träne lässt er keine fallen.

Vor der Türe im Schnee sieht er das Kind hocken, wie es flehend in den Himmel starrt und in seinen Armen ruht der Hund. Er sieht die verweinten Augen, sieht den Schmerz, die verlorene Liebe, doch er geht weiter und wirft die Scherben in den Eimer, mitten in der Nacht, mitten im Winter.

Draußen fallen die Flocken und der Mond scheint. Das Kind weint. Ein Sarg wird gezogen.

Seele, tanzt du noch?

Anna Henckel
Stiftsgymnasium
St. Paul

Die Sache mit den Türen

Alle Türen stehen dir offen. Alle Türen stehen dir offen, sagen sie immer. Aber alle Türen sind mir einfach zu viele. Wenn ich alle Möglichkeiten habe, wie soll ich wissen, welche die richtige ist? Zu viel Auswahl! Zu viel Auswahl kann einen ja nur überfordern. So viele Stunden, Tage und Monate, so viel Verzweiflung und Überforderung! Alles nur, um jetzt vor ztausend Türen zu stehen und keine davon mit Sicherheit öffnen zu wollen. Gedanken kreisen wie Wirbelstürme. Die Tür klingt eigentlich gut, aber, die dort drüber wirkt sicherer. Was, wenn es doch eine der anderen ist? Ob wohl eine der Türen für mich vorherbestimmt ist? Wohl eher nicht! Vorher, vorher müsste man wissen, was man will. Jede Aufgabe in der Schule hat man noch irgendwie bewältigt, aber keine davon hat so viele Auswirkungen wie die Auswahl einer der dämlichen Türen. Die Türen, die dich fast schon glücklich über deine Verzweiflung und das Chaos, das sie verursachen, angrinsen, die nur darauf warten, dass du die falsche öffnest und wieder von vorne anfangen musst.

Sie sagen, ich kann meine Wahl im Nachhinein noch ändern. Aber wenn ich dann längere Zeit in der Schwebe hänge, wieder ahnungslos von meinen eigenen Träumen und Zielen, dann ist es ihnen auch nicht recht. Dann machen sie sich Sorgen, drängen mir irgendwelche Vorschläge auf. Ich weiß, wie es laufen wird.

Aus Panik! Aus Panik und Gutmütigkeit würde ich meine Entscheidung gezwungenermaßen treffen. „Du hast einfach zu spät begonnen, darüber nachzudenken.“ – Habe ich das? Sind fünf Jahre so wenig Zeit? Wie soll ich als Kind wissen, welche Türe ich jetzt öffnen will? Als Kind! Wenn man Kind ist, ist einem alles klar. Die Träume und Wünsche sowie der Mut sind wesentlich größer als die Angst vorm Versagen, die Angst davor, eine Tür zu öffnen, die nur die Zeit verschwendet, die einen nur noch mehr verwirrt und noch mehr Fragen aufwirft.

Alle Türen stehen dir offen. Alle Türen stehen dir offen, sagen sie immer. Du musst dich nur für eine entscheiden. So schwer ist es nicht. Aber alle Türen lassen mich nur mich selbst hinterfragen. Weiß ich, was ich will? Weiß ich überhaupt, wer ich bin? Muss ich die Antworten auf diese Fragen schon haben? Werde ich diese Antworten jemals haben? Laufen wir in Wahrheit alle planlos über die Erde und hoffen, irgendwann zu diesen Erkenntnissen zu kommen?

Alle Türen, alle Türen sind mir einfach zu viel.

Anna Kneß
Alpen-Adria-Gymnasium
Völkermarkt

Karibisches Frühstück

Das Schiff begann zu sinken. Miranda wurde schlecht und sie warf einen panischen Blick aus dem Bullauge hinaus auf das Meer, dessen sprühende Gischt sich an die Außenwand des riesigen Passagierdampfers warf. Es war wie in einem Albtraum. Die Reise war bisher wunderbar verlaufen, bis plötzlich die knarrende Stimme aus den Lautsprechern verkündet hatte, dass alle ganz ruhig bleiben und hoch zu den Rettungsbooten gehen sollten, da das Schiff auf ein Riff aufgelaufen war. Der jungen Frau – die zu diesem Zeitpunkt gerade in dem Restaurant gesessen und ein leckeres Frühstück aus Pancakes und tropischen Früchten zu sich genommen hatte – war die Gabel auf dem Weg zum Mund aus der Hand geglitten und klimpernd auf den polierten Parkettboden gefallen. Dann hallten die ersten Schreie durch den gut besuchten Raum. Und das komplette Chaos brach unter den Passagieren aus. Die Ellbogen wurden ausgefahren und es wurde so sehr gedrängelt, dass die meisten zu Boden gingen und es bei dem Ansturm der nachkommenden Leute schwer hatten, wieder aufzustehen. Miranda saß wie paralysiert an ihrem Tisch und hatte nur einen Gedanken. Josh. Ihr frisch angetrauter Ehemann, der auf die fantastische Idee gekommen war, mit einem Kreuzfahrtschiff in die Karibik zu fahren, obwohl seine Frau lange Reisen eigentlich nicht mochte. Sie hatte immer ein ungutes Gefühl, wenn sie zu weit von zu Hause entfernt war. Aber da Josh und sie noch nie verreist waren – und es zudem ihre Hochzeitsreise werden sollte – hatte Miranda schließlich doch

eingewilligt und so waren sie vor vier Tagen an Bord gegangen. Sie wurde aus ihren Gedanken gerissen, als ein Ellbogen sie hart an der Schläfe erwischte und sie für einen Moment Sterne sah. Das genügte, um sie wieder zurück in die Realität zu holen. Sie sprang auf und sah sich hektisch um. Sie musste zurück in ihre Kabine, denn dort schlief ihr Mann, der einen sehr leichten Schlaf hatte und deswegen immer Ohrstöpsel trug. Er hatte wahrscheinlich noch nichts von dem Unglück mitbekommen. Doch es war vergeblich. Alle Ausgänge waren heillos verstopft und bestimmt waren nun auch die Gänge voll. Fluchend drehte sie sich um und versuchte zur Küche zu gelangen. Dort musste es doch einen anderen Ausgang geben. Sie würde sich auch mit einer Hundeklappe zufrieden geben, Hauptsache sie konnte ihren Mann wecken. Doch kaum hatten sie sich bis zur Küche vorgekämpft, folgten ihr einige panische Menschen und schubsten sie grob zur Seite. Und das Geschrei! Miranda hielt sich verzweifelt die Ohren zu und biss sich auf die Unterlippe. Dabei konnte sie doch nicht klar denken! Der einzige Weg, zu ihrem Mann zu gelangen ... sie hob den Kopf und sah die Luftsäckchen! Nachdem sie in dem Durcheinander endlich einen Tisch gefunden hatte, kletterte sie auf ihn und zerrte mit aller Kraft an dem Gitter, das den Schacht verdeckte, dann sah sie die Schrauben. Am Boden entdeckte sie ein Frühstücksmesser, packte es und machte sich daran die vier Schrauben aus dem Gitter zu drehen. Schließlich zwang sie sich in den Lüftungsschacht, der sie hoffentlich zu ihrem Ziel führen würde. Nachdem sie einige Minuten so schnell wie möglich auf allen vieren vorangekrochen war, hörte sie, wie das Boot ein metallisches Stöhnen von sich gab und ein Ruck durch das Schiff

fuhr. Sie schluckte. Sie musste sich beeilen. Wie schnell sank nochmal ein Schiff von dieser Größe?? Sie hatte gelesen, dass die Titanic binnen zwei Stunden gesunken war, aber traf das auch auf dieses Schiff zu? Ihre Hände wurden schwitzig und verursachten ein quietschendes Geräusch auf dem Metalluntergrund. Ihr wurde plötzlich flau im Magen und sie schlug sich die Hand vor den Mund. Was, wenn sie nicht mehr rechtzeitig aus dem Schacht herausfand, bevor das Schiff im Meer versank? Nein, an sowsas durfte sie nicht denken! Sie schob sich weiter vorwärts und plötzlich begann der Boden unter ihr zu knacken und brach abrupt weg. Sie fiel einen schrecklichen Moment lang und schlug schließlich auf dem teppichbedeckten Boden irgendeines Zimmers auf. Benommen erhob sie sich und hörte plötzlich, wie mehrere Leute mit lauten Stimmen wild durcheinanderriefen.

» Ich sagte doch nicht diese Strecke! «

» Die Einsatzkräfte werden nicht rechtzeitig hier sein! «

» Wir schaffen es nie alle in die Rettungsboote zu schaffen! «

Was sie da hörte ... wollte sie nicht glauben. Der Kapitän hatte scheinbar das Mikrofon angelassen, was bedeutete, dass jetzt alle Passagiere – die noch nicht in totale Panik verfallen waren – dieses Gespräch zwischen den Crew-Mitgliedern mithören konnten und es wahrscheinlich noch dringender hatten, zu den Rettungsböten zu gelangen. Schnell verließ sie das Zimmer, und schrie verzweifelt auf, als sie sah, dass dieser Flur verstopft war. Aber wenigstens war es der Richtige. Ihre Koje lag nur wenige Meter weit entfernt. Panisch drängte sie sich durch die Menschenmassen, doch sie schien einfach nicht voranzukommen und es fühlte sich an, als würde sie ihre Füße nur schwer vom Boden heben können.

Erst nach einer gefühlten Ewigkeit erreichte sie in diesem Chaos die richtige Tür. Wie bereits erwartet, lag Josh im Bett und schnarchte leise. In seinen Ohren steckten violette Ohrstöpsel, die Miranda, so schnell sie konnte, entfernte.

» Steh auf! «, schrie sie und Josh murmelte etwas Unverständliches.

» Bitte, Josh! Steh endlich auf! «, sie packte ihn an der Schulter und schüttelte ihn verzweifelt.

» Was ist denn, Miri? Es sind doch unsere Flitterwochen, da müssen wir uns doch nicht so einen Stress machen ... «, nuschelte er verschlafen.

» DAS SCHIFF SINKT!! JOSH, STEH ENDLICH AUF!! «, brüllte Miranda schließlich und Josh erhob sich mit einem Satz aus dem Bett.

Er schaute sich um und horchte; das panische Geschrei aus dem Flur ging ihm durch Mark und Bein. Er wurde blass und packte sie bei der Hand. Zusammen liefen sie aus dem Zimmer und stürmten den Gang entlang – so gut dies eben ging – doch bald schon merkte Miranda, wie ihre Schuhe schmatzende Geräusche auf dem durchnässten Teppichboden verursachten. Sie hatte falsch gelegen, dieses Schiff sank anscheinend schneller als erwartet. Bald schon reichte den beiden das Wasser bis zur Hüfte und Miranda begann zu weinen.

» Alles wird gut! «, sagte Josh noch, doch seine nächsten Worte wurden von den Fluten verschluckt.

Miranda riss die Augen auf und kreischte für einen Moment erschrocken auf. Josh saß neben ihr im Bett und hatte ihr eine Hand beruhigend auf die Schulter gelegt.

» Alles gut, Liebes? Du hattest wahrscheinlich einen Albtraum ... Komm her, alles ist in Ordnung ... «, ihr Mann strich ihr liebevoll über die schwarzen, zerzausten Haare.

» Ja ... es war ein schrecklicher Alb-

traum ... Ich sagte doch, ich fühle mich nicht wohl dabei, so weit von zu Hause weg zu sein «, erleichtert seufzte sie und wischte sich etwas Angstschnaufen von der Stirn. Da knisterte die Lautsprecheranlage. Miranda fuhr herum und riss die Augen auf.

» Liebe Gäste ... Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit für eine wichtige Mitteilung ... «

» Neiiiin! «, rief Miranda und sprang mit klopfendem Herzen auf.

» ... genießen sie das wunderbare karibische Frühstück, dass unser Sternekoch heute für Sie zubereitet hat! Leckere Brotspezialitäten, wunderbare Mango-Marmelade und dazu eine beträchtliche Auswahl an Fruchtshakes! «

Miranda fiel weinend vor Erleichterung zu Boden und Josh nahm sie in den Arm.

» Was ist denn los mit dir, Liebes? Warum bist du denn so durcheinander? Ich habe dir doch gesagt, dass Kreuzfahrtschiffe eine sichere Art zu reisen sind! «

Hannah Madritsch
Peraugymnasium
Villach

Schokoladenmousse

Seit einiger Zeit sitze ich schon am Küchentisch und betrachte das Chaos vor mir. Eigentlich sollte ich die Überreste des gestrigen Abends abräumen und Ordnung schaffen. „Ordnung schaffen“ – richtig, dass meinte Max unser Nachbar, der am Kopfende des Tisches saß auch. Sein Bierglas übersät mit seinen Fingerabdrücken, zeugt noch von seiner Anwesenheit. „Es sollten alle zwangsgeimpft werden“, polterte er und holte tief Luft, um seinen Argumenten freien Lauf zu lassen. Ich blicke auf die beiden Weingläser vor mir. Neben dem einen befinden sich hunderte Papierfusseln. Irene, die beste Freundin meiner Mutter – ungeimpft – zupfte die ganze Zeit nervös an ihrer Papierserviette und versuchte gleichzeitig mit eindringlichem Blick ihren Mann, den Bauern Franz zu besänftigen. Der Rotweinfleck auf der Tischdecke war schlussendlich der Auftakt zum Gegenangriff. Mit einer wegwischenden Geste kippte Franz sein halbvolles Glas auf dem Tisch aus und der langgezogene Rotweinfleck bildete von nun an die gefürchtete rote Linie zwischen Freund und Feind. Unglücklicherweise saßen meine Eltern – einmal geimpft und genesen – die Gastgeber des fürchterlichen Gemetzels, genau an dieser roten Linie. Mein Vater, der seit der ersten Injektion unter folgenschweren Nebenwirkungen leidet und meine Mutter, die stundenlang in der Küche stand, um ihren besten Freunden ein köstliches Essen zu bereiten, um mit ihnen in dieser angespannten Zeit einige fröhliche Stunden zu verbringen. Immer wieder versuchten sie verzweifelt, die vormals guten Freunde zu beschwichtigen

und die Situation zu entspannen.

Doch als Max und Franz endlich für kurze Zeit das Kriegsbeil begruben, um auf der Terrasse eine Friedenspfeife zu rauchen, sprang die sonst so sanfte, auf Harmonie bedachte Maria an die vorderste Linie der Front und verletzte treffsicher mit ihren spitzen Pfeilen Irene, die Ungeimpfte. Der hilflose Versuch meines Vaters, mit einem Schwank aus der gemeinsamen Vergangenheit, den Gegenangriff zu verhindern, scheiterte kläglich. Irene warf sich an der Seite ihres Ehemannes in die Schlacht und stürmte los – FRONTAL-ANGRIFF! Sie holte gerade zum Rundumschlag aus, als die Balkontüre sich öffnete, ein Schwall kalter Luft mit dem Rest der Gesellschaft in den Raum trat und die erhitzten Gemüter etwas abkühlte. Beim Dessert, das kulinarisch übrigens ein voller Erfolg war – die leergefegten Teller, die vor mir am Tisch verstreut stehen, sind nicht nur die stillen Zeugen der finalen Schlacht zwischen geimpft und ungeimpft. Also bei diesem besagten Dessert stand meine Mutter auf – bat die Kontrahenten um eine kurze Feuerpause und lenkte die Aufmerksamkeit ihrer Gäste auf sich: „Meine Freunde sagt euch der Begriff „friendly fire“ etwas? Es sollte uns schön langsam bewusst werden, dass wir alle im selben Boot sitzen – geimpft oder ungeimpft.“ Sie ließ ihren Blick einmal in der Runde kreisen, senkte den Kopf und setzte sich wieder an die rote Linie. Es wurde still am Tisch, die beiden feindlichen Armeen zogen sich in ihre eigenen Reihen zurück. Nach einem kurzen „in sich gehen“ beider Lager bemühte man sich beschämmt um Schadensbegrenzung und versuchte sich gegenseitig die beigefügten Wunden, über die rote Linie hinweg, zu lecken. Das köstliche Schokoladenmousse meiner Mutter tat das seinige, um die beiderseitige Heilung voranzutreiben.

Zum Abschied umarmten sich Freund und Feind, über alle Corona – Regeln hinweg, herzlichst.

Heute zeugt nur noch das Tohuwabohu am Esstisch von der Schlacht gestern Abend und es erfüllt mich mit Genugtuung und Hoffnung

Johanna F. Brunner
BG/BRG f. Slowenen
Klagenfurt

CHAOS IM KOPF

In meinem Kopf ist alles wüst und leer. Meine Gedanken stehen irgendwie still. Obwohl die Welt um mich herum immer schneller zu werden scheint und sich immer mehr verändert, stehe ich nur regungslos da und bin unfähig, mich zu bewegen. Nicht zurück, und schon gar nicht nach vorne. Nach vorne in die Zukunft. Als wäre in meinem Kopf eine Wand aus Nebel, hinter der meine Zukunft liegt. Ich versuche alles, um diese Mauer zu durchbrechen, um durch den Nebel spähen zu können, aber umso mehr ich mich anstrengt und umso verzweifelter ich mich auf das Dahinter konzentriere, desto nebliger wird es und ich sehe immer weniger. Ein einziges Tohuwabohu. Es ist hoffnungslos und bald kann ich nicht mehr. Ich möchte es unbedingt wissen. Nein, ich muss es wissen. Wie sieht meine Zukunft aus? Was habe ich vor mit meinem Leben? Wo sehe ich mich in einem Jahr? „Ich weiß es nicht“, muss ich nicht nur mir selbst tagtäglich eingestehen, sondern auch allen anderen um mich herum, denen ich begegne und die mir diese Fragen seit einiger Zeit fast schon ständig zu stellen scheinen. Aber woher soll ich es denn wissen? Ich bin nun mal nicht schon seit ich klein bin begeisterte Klavierspielerin, von der schon alle seit Jahren wissen,

dass sie am Konservatorium Musik studieren wird, danach eine Musikerkarriere anstrebt und wenn es nicht klappt als Musiklehrerin Kinder und Jugendliche ohne jegliches Talent um der Eltern Willen zu kleinen Virtuosen erziehen soll. Ich bin auch in keine Ärztfamilie hineingeboren, in der schon vor meiner Geburt klar war, dass ich denselben beruflichen Weg einschlage wie schon sämtliche Onkel, Cousins oder Geschwister vor mir. Leider, denn so hätte ich wenigstens nicht die Qual der Wahl – diese Entscheidungsunfähigkeit nagt an mir.

Es gibt einfach zu viele Möglichkeiten. Mir stehen alle Türen offen, und genau das ist mein Problem. In dem einen Moment kann ich mir vorstellen, eine Tischlerlehre zu beginnen, im nächsten sehe ich mich in einer Arztpraxis Patienten behandeln, finde es aber gleichzeitig nicht abwegig eine Karriere als Buchautorin zu starten. Ich habe keine Präferenzen oder Hobbies, die ich gerne zu meinem Beruf machen möchte. Ich habe kein Lieblingsfach und kann mich für alles irgendwie begeistern. Die Mehrheit von dem, was ich mache gelingt mir einigermaßen gut, nichtsdestotrotz besitze ich keine Eigenschaft, durch die ich mich besonders auszeichne oder Fähigkeit, die mir behilflich sein könnte. Das alles geht mir durch den Kopf und stresst mich schon das ganze letzte Jahr über. Während meine Freunde sich in den Lockdowns der letzten zwei Jahre weiterentwickeln und mittlerweile freudig von ihren Zukunftsplänen erzählen, sitze ich noch immer mit klopfendem Herzen dazwischen, versuche mein Gesicht nicht zu einer allzu verzweifelten Fratze zu verziehen und mich wie eine unreife Fünfzehnjährige zu fühlen.

Mir wurde immer gesagt, ich hätte ja noch Zeit. „Komm erst mal ins Gymnasium“, hörte ich, „dann

sehen wir weiter“. Nachdem ich in der vierten Klasse Unterstufe an einer halben existentiellen Krise vorbeigeschlittert bin, weil ich dachte, ich müsse mich damals schon entscheiden, klammerte ich mich weiterhin an den Satz meiner Eltern „Komm erst mal in die achte Klasse, du hast ja noch Zeit“. Mittlerweile stehe ich mit einem Bein unsicher außerhalb des Schulgeländes, die Matura ist nur noch wenige Tage entfernt und ich bin weder fähig weiter zu sehen (wie gesagt, es ist ein außerordentlich dichter Nebel) noch habe ich mehr ein Fünkchen Zeit. Zeit ist ein gutes Stichwort, an einem wüsten und leeren Ort wie in meinem Kopf allerdings so gut wie nicht vorhanden. Jeden Tag stolpere ich von einer zeitfüllenden Aktivität zur nächsten, renne von daheim in die Schule, hetze nach der Schule zum Training, erledige in Akkordzeit meine Schulaufgaben, würde in Windeseile das Essen hinunter, haste zu meinem Nebenjob, um nach der Schule finanziell wenigstens ein bisschen unabhängig zu sein, und eile wieder nach Hause, um das schlechte Gewissen, meine Eltern und Freunde heute wieder fast nicht zu Gesicht bekommen zu haben, in Grenzen zu halten. So habe ich mir das Erwachsenwerden nicht vorgestellt. Bevor ich ins Bett gehe, träume ich von meinem sorgenfreien Leben vor der achten Klasse, wappne mich gedanklich schon für den nächsten Tag und versuche, fünf ruhige Minuten in ihm zu finden, in denen ich mir den Kopf zermartern kann, was ich denn jetzt wirklich nach der Matura machen möchte. Außerdem lege ich mir ein paar gute Antworten zurecht für all jene meine Zukunft betreffenden, äußerst hilfreichen Fragen neugieriger Mitmenschen. Wie war das nochmal mit wüst und leer?

Wie meine Zukunft auch immer aussehen mag, ich glaube nicht,

dass ich es zum jetzigen Zeitpunkt herausfinden werde. Mir bleibt nur zu hoffen, dass der Stress und die Sorge um die Zukunft, den man in der Abschlussklasse verspürt, nicht nur mich allein betreffen. Obwohl mein Maturazeugnis etwas anderes behauptet, fühle ich mich überhaupt noch nicht reif für das wirkliche Leben nach der Schule und brauche dringend eine Auszeit von dem chaotischen hin und her. Vielleicht tut mir ein Jahr Pause im Ausland gut – und wer weiß, vielleicht löst sich der Nebel in meinem Kopf ja dann ganz von allein wieder auf.

Katharina Haselbacher
HBLA Oberwart
Burgenland

Te-len-ce-pha-lon bringt
Chaos-Salon

es ist so voll
und dennoch so leer
meine Gedanken kreisen
h i n u n d h e r
lassen sich nicht ordnen
und schon gar nicht zu Worten
formen

ich versuche es Tag für Tag, dass irgendetwas Sinnvolles aus diesem Wörtersalat zu entstehen mag, das auch auf poetischer Ebene und philosophischer Sicht zum Nachdenken anregt. doch ich bezweifle es, ich bezweifle es zutiefst, dass irgendwer das verstehen kann, was sich wie ein Riesenrad immer schneller dreht, bis sich selbst die Rotation verdreht, nicht mehr weiß in welche Richtung es sich eigentlich dreht und hier dasteht, verdreht. ganz verwirrt. selbst die Verwirrung ist verwirrt. selbst ein Psychologe würde sich in meinem Gedankenjungle verirren und die Entwirrung würde mit einem Wirrwarr die Zielgerade rückwärts überqueren und im Endeffekt am

Start auf die Gewinner warten.
Es fühlt sich alles so voll an
so voll so voll so voll so voll
obwohl alles so ist.

Wie soll man denn auch einen kühlen Kopf bewahren, wenn selbst die Kühe am Meer grasen und ihre Euter baden? Die Fische auf der Blumenwiese Schmetterlinge fangen und die Delfine im Urwald auf Bäumen Frösche küssen. Die Steine können plötzlich fliegen und die Asteroiden sind unsere neuen Ziegen.

Ach, wie gern' wäre ich wieder ein Kind, wo all diese Gedankengänge die Normalität sind und die Fantasie den Alltag bestimmt. Ach, wie belanglos schön war es als wir auf allen Vieren die vier Wände zum Wackeln brachten und uns dabei keine Gedanken machten, wieso die Menschen die Welt in den Abgrund brachten. Ach, wie wär's, wenn mein Gehirn genauso geordnet wär, wie meine Tupperdosen in Schublade Vier. Mein Telencephalon ist unaufhaltbar, genauso wie der Ferrari inmitten der Pferdeschar.

Katharina Striednig
BG/BRG Mössinger
Klagenfurt

Gefühlschaos

Ich verzweifle. Dieser Druck wird mir zu viel. Das kann so nicht weitergehen. Immer hat er etwas an mir auszusetzen. Ich bin schon wieder so wütend! Ich darf die Kontrolle nicht verlieren. Sonst verliere ich noch den Job, den ich so dringend brauche. Aber auf der anderen Seite will ich diesen Job nicht mehr. Ich bin verwirrt, was soll ich tun? Ich sollte mich auf meine Kinder zu Hause freuen. Tief durchatmen.

Ich spüre, wie die Wut in mir wieder anfängt zu kochen. Zuerst kein Parkplatz und jetzt passt der Schlüssel nicht. Welcher Idiot hat die Eingangstüre wieder kaputt gemacht? Es ist kalt, ich will in meine Wohnung verdammt! Na, geht doch. Der Aufzug funktioniert nicht? Jetzt muss ich auch noch die Treppen nehmen. Ganz großartig! Die Hausverwaltung gehört verklagt. So wie mein Chef.

Das kann doch nicht wahr sein. Wieso ist die Wohnung noch nicht gesaugt? Wer von den drei Kindern war dafür heute zuständig? Ich sehe das nicht ein! Ist es zu viel verlangt, dass die Wohnung sauber ist, wenn ich nach Hause komme?! Die Kinder hatten eine einzige Aufgabe, aber war ja wieder mal klar, dass sie es einfach nicht schaffen, sie rechtzeitig zu erledigen. Ich muss denen immer hinterher sein! Und dann verstehen sie nicht, wenn mir der Kragen platzt! Wo sind die drei überhaupt?

Du bist immer nur genervt. Nie passt dir etwas. Wir tun so viel und dir ist das nie genug. Du regst dich über alles auf, siehst nie etwas Po-

sitives. Willst nicht einmal mehr mit uns etwas unternehmen! Ja klar. Das können sie jemand anderem erzählen, aber nicht mir. Die armen Kinder. Ich bin ach so böse. Sie sehen nicht, was ich alles für sie tue! Und im Gegenzug bekomme ich einen Dreck zurück! Können nicht einmal die Hausarbeiten rechtzeitig erledigen. Wir haben viel für die Schule zu tun. Diese Arbeit von fünf Minuten ist gleich erledigt! Jeden Tag muss ich mich über sie aufregen und sie verstehen das nicht! Was gibt es da nicht zu verstehen? Das verwirrt mich.

Ich habe Angst vor dir! Das ist das Allerbeste. Wer denkt er eigentlich, wer er ist? Zu behaupten, dass ich eine schlechte Mutter wäre! Du hast überhaupt kein Interesse an mir! Er ist derjenige, der sich immer in sein Zimmer zurückzieht, sobald ich nach Hause komme. Der kaum mehr mit mir redet und dem ich drohen muss, damit er mir von sich erzählt. Ist klar, dass ich ausraste, wenn er nicht tut, was ich ihm sage. ICH zahle immerhin die Miete! Etwas mehr Dankbarkeit wäre angemessen. Außerdem ist er noch nicht 18, bis dahin habe ich das Sagen.

Abgehauen ist er. Einfach weg gewesen. Ich halte das heute echt nicht aus daheim. Ich möchte wo anders schlafen. Natürlich habe ich ihm das verboten. Was gibt es da nicht auszuhalten? Und wie hätte ich denn auf die Eltern seines Freundes gewirkt?! Nein, das konnte ich nicht verantworten, dass jemand denkt, bei uns zu Hause wäre es schlecht. Oder gar, dass ich eine schlechte Mutter wäre! Trotzdem ist er gegangen. Soll er gehen, aber wehe er kommt zurück! Er wird sich schon denken können, was dann auf ihn wartet...

Ich will nicht mehr zurück. Ich glaube, ich habe mich verhört! Was fällt ihm ein?! Er soll sofort

zurückkommen! Sonst ruf ich die Polizei und lasse ihn zurückholen, ganz einfach!

Die Polizei darf mich gegen meinen Willen nirgendwo hinbringen. So, mir reichts jetzt endgültig. Soll er wegbleiben, ist mir egal! Morgen soll er den Wohnungsschlüssel abgeben und schauen, wie er zurechtkommt. Was ist nur los mit ihm? Er spinnt doch.

Ja klar, traumatisiert soll er auch noch von mir sein. Er ist so verlogen. Hetzt mir jetzt auch noch das Jugendamt an den Hals. Behauptet irrsinnige Sachen von mir! Wie kann er sich das nur erlauben? Nach all dem, was ich für ihn getan habe? Ich bin immerhin seine Mutter! Wahrscheinlich findet er auch noch Gefallen an seinem Tun. Es sieht jedenfalls nicht so aus, als ob es ihm dabei schlecht gehen würde. Jetzt hat er erreicht, was er wollte. Hat eine eigene Wohnung und das mit sechzehn. Das Geld wird mir auch knapp, weil ich seine Alimente nun nicht mehr bekomme! Meinen Ruf schädigt er auch noch! So wütend war ich noch nie. Ich solle ihn physisch sowie psychisch misshandelt haben! Ich verstehe das nicht. Ich hatte es viel schlimmer in meiner Kindheit! Zugeben muss ich schon, dass ich hin und wieder die Fassung verloren habe, aber sicherlich nicht in dem Ausmaß, wie er es behauptet.

Ich könnte dich verklagen! Jetzt treibt er es aber zu weit. Ich habe NICHTS getan! Ich muss sowieso schon schauen, dass ich eine günstigere Wohnung finde. Weiß er eigentlich, wie sehr er mich als Mutter verletzt mit diesem ganzen Chaos, das er verursacht? Ich liebe ihn doch, egal wie wütend ich bin, er ist mein Sohn. Aber er will nicht einmal mehr im gleichen Raum mit mir sein. Bis heute habe ich nie verstanden, wie einem das Herz wehtun kann. Jetzt erfahre ich es

auch noch am eigenen Leibe. Es ist einfach so unfair. Ich darf zusehen, wie er sich von mir entfernt, mich völlig aus seinem Leben sperrt und das Jugendamt unterstützt ihn dabei auch noch. Sie würden im Interesse des Jugendlichen handeln. Wer's glaubt. Sie entreißen mir mein Eigentum!

Du bist so wie Oma. Das kann doch nicht wahr sein. Ich habe mich so bemüht, alles besser zu machen und das habe ich auch geschafft! Oder etwa nicht? Ich verstehe das alles nicht. Alles war perfekt, es gab keine Anzeichen dafür, dass meine Kinder unzufrieden waren. Oder etwa doch? Nein, bestimmt nicht! Er übertreibt nur. Ich habe das alles nicht verdient. Ich gleite von einer Lebenskrise in die andere. Kann ich meinem Sohn die Schuld dafür geben? Er hat immerhin das alles ins Rollen gebracht. Ich darf ihn nicht einmal mehr sehen, nicht kontaktieren. Muss warten, bis er auf mich zukommt. Wenn ich so weit bin werde ich mich melden. Bitte bedräng mich nicht. Ich wurde meiner Rechte beraubt. Das ist so ein Durcheinander, ich blicke nicht mehr durch.

Es wird schwerer alles schön zu reden. Ich habe anscheinend wirklich alles verbockt und nun meine Kinder verloren. Ich kann nur mehr hoffen, dass sie mir vergeben können. Und vielleicht bekomme ich eine weitere Chance. Du hast gewaltvoll versucht mich zu kontrollieren. Hat er etwa Recht? Die Freiheit, die ich ihnen nicht bieten konnte, haben sie sich genommen. Und dafür kann ich ihnen nicht böse sein. Sie hatten Besseres verdient. Es tut mir leid. Ich wünschte, ich könnte ihnen das genau so sagen, aber ich bin zu stolz. Außerdem würde mein Ruf zerstört werden, das muss ich verhindern! Dir ist es wichtiger gut dazustehen, als dich um deine Kinder zu kümmern!

Schon wieder hat er Recht. Meine Fehler zuzugeben und das auch auszusprechen, schaffe ich einfach nicht. Und ich wage es zu bezweifeln, dass ich das jemals schaffen werde. Ich will doch nur meine Kinder wieder in den Arm nehmen können! Ich liebe sie doch! Habe ich ihnen das auch gezeigt? Du magst mich nicht einmal! Verdammt. Ich bin verwirrt. Was habe ich nur getan...?

Laura Possnig
Europagymnasium
Klagenfurt

Tohuwabohu

Ich schreibe diese Zeilen unter immenser Furcht. Die Worte füllen verwahrlost das Papier. Die Feder kratzt unter meinem rauschenden Fingern, denn meine verbleibende Zeit schwindet. Vor wenigen Tagen noch war ich ein lebendiger Mann, nun bin ich nichts als eine leere Hülle, ein angsterfülltes Skelett. Niemand kann mich retten vor dem Untergang, vor dem Grauen und dem Bösen, welches still lauert auf meinem Schreibtisch. Sogar jetzt beobachtet es mich, reglos, unbeweglich, verspottet es mich für meine Schwäche und ernährt sich an meinem Leid. Ich fürchte mich davor. Ich fürchte mich vor dem Buch.

Mit jeder Stunde, die verstreicht, werden seine Seiten dunkler und ich hoffnungsloser. Verzweifelt verliere ich mich in den Worten, die an meiner Seele kratzen, die mühelos in mein Innerstes eindringen und sich dort einnisteten wie ein Parasit. Ich spüre das Chaos, die Wucht, mit der es sich ausbreitet. Aus purer Verzweiflung werfe ich es abermals in die Flammen des Kamins. Doch ohne Glück. Das Einzige was dort drin verbrennt, sind die Spuren meiner Vernunft. Und sie verflüchtigen sich, bis nichts weiteres übrig ist als Tohuwabohu. Ich versuche das Buch zu Fall zu bringen, doch es gelingt mir nicht. Aus den Tiefen meiner Gedanken erschafft es schreckliche Vorstellungen. Alles setzte ich darauf mich aus diesem Elend zu befreien. Ich hafte mich an Erinnerungen. Doch wie findet man Ordnung in Erinnerungen? Einem Ort, an dem es keine Gesetzte gibt, Ordnung ein Konstrukt aus Lügen und der Fantasie allein ist.

Vor einigen Tagen – ich erinnere mich nur vage - begegnete ich einem wortlosen Unbekannten auf einer einsamen Straße. Der Wind hatte ihn in meine Richtung geweht, als er vor mir stand beugte er sich wie ein schwerer Schatten über mich. Seine Augen, so schwarz, dass einer sie für nichts weiteres als glasige Pupillen gehalten hätte, starrten auf mich herab. In seinen knochigen Fingern umschlungen, hielt er ein Buch, dessen voluminöser und gepflegter Lederband ihm den Eindruck eines kostbaren Schatzes verlieh. Gierig fasste ich danach. Augenblicklich lies der ominöse Mann es los und tauchte ab in die Nacht, woraufhin sein schwarzes Antlitz, in dem der düsteren Umgebung verblassenste. An jenem Tag brachte ich das Buch heim zu meiner Frau. Ich erzählte ihr von dem seltsamen Geschenk, doch sie wollte nichts davon hören. „Schmeiß das blöde Ding doch weg!“ sagte sie wehleidig. Immer und immer wieder. Doch ich konnte nicht. Sie verstand das Buch nicht so wie ich, sie fühlte seine Weisheit nicht, erkannte die feinen Muster am Rande des Umschlags nicht, die für mehr standen als nur bloße Kratzer. Ich verschloss meine Gedanken für das Buch, ich drang tief in seine Geheimnisse ein. Jedenfalls dachte ich das damals. Wenn ich abends darin las, stellte ich sicher jedem noch so kleinen Farbfleck seine rechtmäßige Wertschätzung zu tilgen, keines seiner weisen Worte zu überfliegen. Stundenlang studierte ich seine Zeilen, bewunderte seine Konturen und seine perfekten Tintenstriche. Die Geschichte darin beschrieben war bedeutungslos, ein unübersichtliches Gewirr unverständlicher Ausdrücke zusammengeimeint. Trotzdem verlor ich mich in seinen Seiten, fühlte mich privilegiert, fast schon auserwählt. Doch, als ich es eines Tages mit größter Sorgfalt, auf seinem Podest

zurückließ, klang eine leise, und monotone Stimme weit entfernt. Es war meine Frau, wie sie mir mit dumpfen Augen und in einem Nachthemd gekleidet riet, das Buch endgültig in den Kamin zu werfen. Was für Blasphemie! Ihre Vernunft stieß zuerst auf bloße Ignoranz und schließlich auf brodelnden Hass. Ich fasste sie beim Kragen, schüttelte sie wild, während ich auf die Hetzerin einschrie. „Wenn du es nicht tust, dann verbrenne ich es!“, drohte sie mir. Stattdessen, ohne zu zögern in die Küche eilend, zog ich ein Messer, kehrte zu ihr zurück und stach ihr in den Rücken. Wieder und wieder. Solange, bis ihr Körper auf dem teppichgefleckten Boden zusammenkauerte, bis kein Blut mehr aus den Löchern in ihrer Haut spritzte. Daraufhin zehrte ich ihren leblosen Körper über den Holzboden, schnitt ihre Glieder in Stücke und warf sie in die Flammen des Kamins. Anstatt das Buch im Feuer entsorgt zu haben, genoss ich den Geruch frischen, brutzelnden Fleisches.

Während all dessen fühlte ich die Omnipräsenz des Buches. Die, im Kaminfeuer lodernden beleuchteten Seiten lobten mich. Ich war stolz. Ich stellte mir vor wie es mir von seinem Podest aus „gut gemacht“ zurief.

Daraufhin konnte ich mich ungestört vollkommen seiner Pracht widmen. Doch die anfangs glanzvollen goldenen Seitenseiner Gestalt, verwandelten sich allmählich in ein Gewirr aus stählernen und stumpfen Worten. Ich erhielt den Eindruck, dass Buch entwickelte grausame Züge; seine Schrift wurde karger und grotesker. Von ihm entsprang ein fürchterlicher Hauch von Unbarmherzigkeit. Schreckliche Wörter durchzogen die Seiten, welche jede in vehementen Schriftzeichen mein Ende las. Wie kleine Hörner schienen die einst faszierenden malerischen nun aber lächerlichen und herzlosen Tin-

tenflecken. Mit seiner furchtbaren Sprache malte das Buch ein Abbild des Terrors in meinem Kopf. So fasste ich den Entschluss, dass Buch zu verbrennen, doch meine erbärmlichen Versuche, mich von seinem Griff zu befreien, scheiterten vergebens. Das Buch begann zu denken. Ich sah es atmen. Tag und Nacht grub es in meinen Verstand. Weder schlief ich noch aß ich. Stundenlang starrte ich nur das grausame Objekt an, welches nicht hätte, lebendig werden dürfen. Doch die Blätter wendeten sich plötzlich von selbst.

Während ich meine Zeilen nun schreibe, kauere ich am Boden meines Arbeitszimmers, geschützt hinter einem Stapel Papiere. Das lebhaft gewordene Monster verfolgt mich in jede Ecke meines Hauses, um mich mit seinem eisigen Auge zu durchbohren. Noch hat es mich nicht erkannt, Ich traue mich nicht mich mit Essen zu versorgen. Ich traue nicht mich zu bewegen. Mit seiner unheimlichen Stille legt es seine Aufmerksamkeit auf mein Versteck.

Doch plötzlich ein Geräusch. Ein Klingeln an der Tür. Es ist der Nachbar. Er wolle sich erkundigen, ob alles in Ordnung sei. Er habe auch seine Enkelkinder mit dabei, da sie sich früher doch so gut mit mir und meiner Frau verstanden hatten. So ein Narr! Soll ich öffnen? Soll ich es riskieren, mein Versteck zu verlassen? Soll ich ihm von dem Buch erzählen? Nein! Ich kann hier nicht raus! Es würde mich holen. Ob heute oder morgen! Was ich auch tue, wohin ich gehe, wohin ich schaue. Menschen, dieser Abschaum, dieser Nachbar, niemand würde es verstehen, dass das Buch meinen Geist frisst! Doch der Nachbar, vielleicht kann er an meiner Stelle leiden, mit seinen Kindern, gefangen von den brutalen Klauen des Buches.

Langsam schleiche ich unter Tischen am auktorialen Auge des Bu-

ches vorbei. Ich öffne unbemerkt die Türe für den unglückseligen Nachbarn. Mit Entsetzen erkenne ich jedoch die Person, die mir gegenübersteht. Mit einem manischen Grinsen, und tiefen leblosen schwarzen Augen betrachtet mich der verruchte Mann von jener verheerenden Nacht im Park. Er kommt, um sein Buch zurückzuholen. Mit einem Stoß wirft er mich vor die Füße des Buches. Hilflos starre ich in die Augen des gefürchteten Richters. Völlig ausgeliefert erwartete ich mein Urteil. So endet dieser Albtraum, während das Buch meinen restlichen Verstand verschlingt.

Lena Leitner
Waldorfschule
Klagenfurt

DIE MASKE:

Sie denken, dass sie mich kennen. Sie alle denken, dass sie mich kennen; aber das tun sie nicht. Ich kenne mich nicht einmal. Ich habe mein ganzes Leben damit verbracht herauszufinden, wer ich bin und warum ich hier bin. Und ich bin immer noch verwirrt.

Das Leben... ist wie ein Brettspiel. Du hast alle möglichen Arten von Spielern; Freunde, Familie, sogar Fremde. Während des ganzen Spiels hebst du Karten auf, die dir sagen, dass du in die nächste „Ebene“ deines Lebens aufsteigen sollst. Dann tun Sie diese eine schlechte Sache, die alles ruiniert. Sie nehmen Ihre Karte auf und halten sie in den Händen, wagen es nicht, sie umzudrehen und hoffen, dass Sie eine zweite Chance bekommen. Als Sie endlich spüren, wie das Adrenalin in Ihre Fingerspitzen fließt, drehen Sie die Karte um und öffnen Ihre Augen; nur um die gefürchteten Worte zu sehen,

,Geh zurück zum Anfang.'

Ich sehe mich selbst gerne als... anders. Ausgestoßen anders. Für den Rest des Tages war die Schule eine Qual. Eine Stunde nach der anderen. Ich schnappe mir meine Büchertasche aus dem Spind und gehe langsam die Straße hinunter und nach Hause. Der Weg ist ein bisschen lang, aber wenn man das einmal gemacht hat, jeden Tag, seit dem Kindergarten, gewöhnt man sich auch daran.

Ich kann allerdings schwören, dass mir jemand folgt. Schon eine ganze Weile, aber immer wenn ich mich umdrehe, sind sie weg. Als ich mich nochmals erschrocken umdrehe, sehe ich eines der stillen Mädchen aus der Schule; das, das immer in der Ecke steht und zusieht.

„Was willst du?“ frage ich. Sie sieht mich mit ihren großen, runden hellblauen Augen an und öffnet den Mund zum Sprechen. „Ich habe dich beobachtet.“ Sagt sie langsam. Ihre Augen öffnen sich weiter. „Ich folge dir und weiß, was du denkst. Es tut mir leid, was dir widerfahren ist. Ich möchte dir nur sagen, dass du die Hoffnung nie aufgeben sollst. Du wirst geliebt. Man sieht es dir nicht an, aber du bist ...“

Sie geht weg, ohne sich umzudrehen.

„Warte! Woher kennst du mich?“ fragte ich.

„Ich war immer für dich da. Ich habe immer auf dich aufgepasst.“

Leyla Degistirici
Anette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium Düsseldorf

Wer bin ich? Was macht mich zu der Person, die ich heute bin? Wenn ich tief im Chaos meines Kopfes wühle, müssen es doch meine Erfahrungen sein, oder nicht?
Meine Erfahrungen.

Jede Millisekunde
Jeder Blick
Jedes Wort
Jeder Moment.
Jener Moment
In dem ich aufstehe
Zurück zur Tür blicke
Und hinaus gehe.
Jeder Augenblick
Und jeder Blick in die Augen.
Jede Begegnung
Jeder erste Eindruck.
Jedes „Hallo“
Jede erste Berührung.
Jede sanfte Umarmung
Und jedes Mal in geliebten Armen liegen.
Jedes Mal vom Duft des altbekannten Parfüms umhüllt sein
Und von dem Gefühl der Wärme und der Geborgenheit nicht genug kriegen.
Jedes Mal die Füße hochlegen und die Sonnenbrille runtersetzen
Und es nicht schaffen einen Punkt zu setzen
Jedes Gespräch, was keine Pause zu finden scheint
Und trotzdem auch jedes Mal bei dem wir uns wortlos verstehen.
Jedes Mal, dass ich auf „Play“ drücke
Und die Kopfhörer in den perfekten Winkel rücke.
Jedes Mal auf „Dauerschleife“ tippen
Mit dem Kopf nicken, den Beinen wackeln und den Füßen wippen.
Jedes aufspringen, los hüpfen, mit dem Körper die Musik erfassen
Und einfach mal loslassen.
Tanzen
Rennen
Sprinten
Fliegen
Und einfach mal frei sein.
Aufstehen und davonrasen
Obwohl man alle Zeit der Welt hat.
Hinsetzen und den Augenblick genießen
Obwohl keine Sekunde übrig ist.
Jeder Sonnenuntergang voller kunterbunter Pinselstriche in den Wolken
Kirschrot, tintenblau, honiggelb
Die Farben des Kunstmuseums im himmlischen Feld.
Jede Dämmerung, die mich die funkelnden Lämpchen der tiefen Weiten bewundern lässt
Und jedes Mal mit leuchtenden Augen eine Sternschnuppe davonglitzern sehen.
Jedes Mal den Körper zu Boden senken
Und mit dem Kopf im nassen Tau, meinen Haaren verwurzelt mit der Erde
Die Grashalme meinen Kopf streicheln spüren.
Jedes Mal einen Blick zur Seite zu meinem Lieblingsmenschen werfen
Und die warme Hand fest an mich ziehen.

Jedes dieser Male kommt ein neues aufstehen und losrennen

Frei sein

Komplett frei

Ohne Reue

Ohne Sorgen

Ohne auch nur einen Gedanken über morgen.

Den Wind vorbeiziehen hören

Die Füße über dem Boden schweben lassen

Und spüren wie die Luft meine Kleidung füllt.

Jede Sekunde zählt

Jede kommende Sekunde

Jede noch unausgefüllte

Jede leere, die darauf wartet eine Erinnerung zu fassen

Die ich vielleicht sogar knipse um später das Fotoalbum aufzuschlagen

Sie voller Lebenslust weiterleben zu lassen

Und tief in meinem Herzen weiterzutragen.

Jede Sekunde zählt

Auch jede in der ich die rosarote Brille mal absetze

Und die schwarzen Schafe der Momente durchlebe.

Jede verschwendete Sekunde

Jedes Gespräch das ich scheue.

Jeder Moment den ich am liebsten vergessen würde

Und jeder Satz den ich bereue.

Der in dem ich den Raum betrete

Und mir im Nachhinein wünsche nie da gewesen zu sein.

Jeder abgewendete Blick

Und jedes Gespräch in dem schon alles gesagt ist.

Jedes Mal in dem ich die Lippen öffne und sie zu einem leisen „Mach's gut“ forme.

Jedes Mal das letzte Mal

Und so auch jeder Abschied.

Jedes Mal wenn die Musik nicht mehr erklingt

Und rosarot zu schwarzweiß wird.

Wenn mir das Herz bis in den Bauch sinkt

Und meine Augen vor zurückgedrängten Tränen errötet sind.

Jedes Mal, bei dem alles für einen Moment vorbei zu sein scheint

Und wenn es das nicht ist, ist es jedes Mal in dem ich es mir wünsche.

Ich weiß nie was der nächste Augenblick sein wird

Ob erschütternde Erfahrung oder magische Erinnerung

Sie macht mich zu mir

Zu der Person die ich heute bin.

Und wenn Mal alles Schlechte zu überwiegen scheint

Ist es nie alles ist was mich ausmacht

Egal was eine schlechte Erfahrung zu sagen meint.

Lisa Martl
Peraugymnasium
Villach

Tohuwabohu in der deutschen Sprache

Klagen über den Sprachverfall haben eine lange Tradition, immer wieder gab es da eine Diskussion.

Auch gegen Fremdwörter ging man schon in früheren Jahrhunderten auf die Barrikaden, man dachte die Einmischung ausländischer Worte bliebe nicht ohne Schaden.

Als Gründe werden heutzutage beispielsweise Anglizismen und Jugend-Jargon genannt, Kritiker haben sofort die Wortverstümmelungen bei WhatsApp und Twitter erkannt.

Doch die eigene Sprache der Jugend hat es schon immer gegeben, als Erkennungszeichen untereinander und als Abgrenzung zur Welt der Erwachsenen eben.

Die Jugendsprache wird von vielen Menschen als eine moderne Verfallserscheinung der deutschen Sprache empfunden, doch so manches Wort hat sich schon lange in unseren Wortschatz eingebunden.

So konnte man „Ich hab keinen Bock“ oder „geil“ schon in den 1970er Jahren hören, so ist es nicht weiter verwunderlich, dass diese Begriffe irgendwann nicht mehr stören.

Die Jugend will die deutsche Sprache „renovieren“, für so manche Sprachwissenschaftler könnte nichts Schlimmeres passieren.

Viele Begriffe des Nachwuchses werden misstrauisch beäugt, und bei manchen wird sogar Unmut erzeugt.

Von Werbesprüchen, Bedeutungsverschiebung, Mischsprache bis zu Wortneuschöpfungen ist alles

vorhanden, oft deutlich abseits von dem Bekannten.

Unter „cringe“, „sheesh“, „sus“, „chillen“ und „same“ verstehen einige nicht viel, aber das scheint auch der Jugend Ziel.

Auch der Einfluss der Anglizismen auf die deutsche Sprache ist nicht zu verachten, jeder benutzt sie, ob bewusst oder unbewusst, wenn wir es genauer betrachten.

Ob Meeting, Notebook, stylish oder beamen, Highlight, Airbag, Street Food oder streamen.

Zum Mitnehmen oder „to go“, schön oder doch lieber „nice“, aber zu welchem Preis?

Wie Anglizismen mit Vergnügen, unsere Sprache unterpflügen.

Auch wenn nicht jeder immer alles versteht, und es sich bei manchen im Kopf nur so dreht.

Das Tohuwabohu erscheint perfekt, doch ist diese Ansicht wirklich korrekt?

Sprache muss sich stetig weiterentwickeln, das muss man auch dem größten Kritiker vermitteln.

Neuen Lebensverhältnissen anpassen, nicht immer alles beim Alten belassen.

Dieses vermeintliche Tohuwabohu sollten wir als eine Chance sehen, und uns inspirieren lassen zu neuen Ideen.

Lucas Cottogni
Peraugymnasium
Villach

Tohuwabohu

Montag, zweite Stunde, Deutschunterricht. Ich sitzte, aufgrund eines Filmes, den ich am Vortag unbedingt zu Ende schauen musste, völlig übermüdet, verschlafen und gelangweilt im Klassenzimmer auf einem von diesen unbequemen Schulstühlen und sehne mich nach meinen warmen Bett zuhause. Irgendwo im Raum höre ich einen Mitschüler den Begriff „Tohuwabohu“ sagen, bevor ich meine Augenlider nicht mehr offen halten kann und in einen leichten Schlaf verfalle.

Sofort beginne ich von vielen Dingen, die mich zurzeit beschäftigen, zu träumen. Allen voran von der kürzlichen Trennung meiner Eltern, die mir sehr zu schaffen macht. Ich frage mich, warum sie so viel streiten mussten und oft tagelang nicht miteinander gesprochen haben. Auf die Frage, ob sie jemals wieder glücklich werden, habe ich bisher noch keine Antwort gefunden.

Auch meine schlechter werdenden Schulnoten lassen mir in den letzten Tagen einfach keine Ruhe. Das Schlimme daran, ich weiß nicht, warum es überhaupt so weit gekommen ist, vielleicht auch wegen den privaten Umständen. Vor wenigen Wochen war ich noch einer der Klassenbesten, jetzt schummle ich mich durch jede einzelne Schularbeit. Den Druck, wieder an alte, gute Leistungen anknüpfen zu können, macht mir weder mein Vater noch meine Mutter, ich lege ihn mir selbst auf. Das Gefühl, in schulischer Hinsicht ein Blindgänger geworden zu sein, zermürbt mich jedes Mal, wenn ich am Morgen das Schulhaus betrete. Ob ich

bis zur Matura wieder gute Noten schreiben werde?

Als ob diese Belastungen nicht schon genug wären, muss ich auch noch mit einem herzzerbrechenden Liebeskummer klar kommen. Eine Schülerin aus meiner Klasse, die mir schon seit mehreren Jahren gefällt, hat mit mir den Kontakt abgebrochen. Oft schon musste ich seitdem am Abend an sie denken und lag daher manchmal stundenlang im Zimmer und konnte nicht einschlafen. Das war es dann wohl mit unserer Freundschaft, oder etwa nicht, wer weis das schon?

Und dann auch noch diese Corona-Pandemie, die wie ein Damoklesschwert über uns hängt. Auch sie bringt mich nicht selten zum Grübeln. Testen, impfen, boostern, Quarantäne, Sperrstunde, 7-Tage-Inzidenz, unzählige Begriffe kommen mir in den Kopf und alle beschäftigen mich. Ich fürchte mich schon vor einem möglichen anstehenden Lockdown. Stundenlang zuhause im Zimmer sitzen, auf den Bildschirm starren, alleine die Schulaufgaben meistern müssen, und das Schlimmste, meine Freunde nicht treffen können und nicht mehr jeden Sonntagnachmittag mit der Tennisrunde ein paar Bälle schlagen.

Ich muss an den Vorabend denken, als ich mich beim Nachrichtenschauen wieder einmal ärgerete, jeden Tag Änderungen und Vorschriften, jeden Tag werden die Regeln überschrieben, keiner kennt sich mehr mit den Verordnungen aus und jeder wünscht sich das alte Leben mit Partys, Konzerten, Sportveranstaltungen und das öffentliche Leben ohne Maske zurück. Wie lange noch wird denn diese Pandemie der Welt den Atem nehmen?

Gerade als der Klimawandel alle meine wirren Gedanken verdrängen will, werde ich durch meinen Sitznachbar aus meinem leichten Schlaf gerissen und er meint: „Oh

mein Gott, ein Aufsatz mit dem Titel Tohuwabohu, was soll mir da bloß einfallen?“ Ich denke mir nur: „Wenn du nur wüsstest, welches Tohuwabohu gerade in meinem Kopf herrscht...“

Maria Lahousen
Gymnasium der Ursulinen
Graz

Gurken-Tohuwabohu

Es musste ja so kommen, alle Jahre wieder, unvermeidbar, obligatorisch, zum Winter dazugehörig wie die lästige Grippe, das Gerangel um die letzten Zimtsterne und dem Schwips am Glühweinstand: Die Weihnachtsparty bei Mosers. Obwohl „Party“ in diesem Zusammenhang nicht wirklich die passende Bezeichnung war. Es war eigentlich mehr eine Tortur, eine Quälerei, ein Massaker... auf alle Fälle für den Heringssalat. Jedes Mal mündete sie in einem kompletten Chaos. Einem echten „Tohuwabohu“, wie meine Frau nach der letzten Party lachend gesagt hatte. Mir war nicht nach Lachen zumute gewesen. Mehr nach Weinen. Und nach Erbrechen. Blöder Heringssalat. Aber alles Jammern half nichts. „Warum müssen wir denn unbedingt zu dieser blöden Party“, maulte ich, während wir die tief verschneite Straße entlang spazierten. Vor uns erhob sich die mosersche Villa. Wahrlich hässlich anzusehen, über und über mit kitschigen Lichterketten behängt, die Fenster voller Sternaufkleber und mit gut ein Dutzend fetten, lebensgroßen Weihnachtsmännern an allen möglichen und unmöglichen Orten. „Schön, oder?“, fragte meine Frau, während sie das Gartentor öffnete. Ich warf dem grinsenden Rentier neben uns am Weg einen vernichtenden Blick zu und setzte meine Litanei fort:

„Wenn wir jetzt nicht hier wären, dann hätte ich heute Abend noch das Sushi vorbereiten können! Lilly hat gesagt, sie wünscht sich selbst gemachte Sushi. Jetzt kann ich ihr den Wunsch wieder nicht erfüllen, weil ich weder Gurken und Avocados noch die Algenblätter eingekauft habe!“ Jetzt reiß dich mal zusammen, schalt mich meine Frau und strich ihr blaues Festtagskleidchen glatt, dass sie anscheinend extra für die Occasion aus dem Schrank gegraben hatte. Überhaupt wirkte sie ganz unverschämt gut gelaunt, während ich wahrscheinlich in etwa so erfreut aussah wie ein Spanferkel auf dem Weg zur Schlachtkbank. „Das Sushi hättest du nie im Leben gemacht. Und schon gar nicht mit Gurken. Du bist allergisch gegen Gurken.“ „Ja und?“, murkte ich. „Ich hätte sie ja nicht für mich gemacht, sondern für meine Tochter!“ Wütend versetzte ich dem dürftigen Schneehaufen auf dem Weg einen Tritt. „Jetzt wird wieder alles im Chaos enden. Tohuwabohu total!“ „Psst! Wir sind da.“ Inzwischen hatten wir die Haustür erreicht und meine Frau kloppte. „Benimm dich jetzt gefälligst“, zischte sie mir noch zu, bevor auch schon die Türe geöffnet wurde und uns eine strahlende Frau Moser gegenüberstand, die nicht minder geschmückt, als das Haus schien. Ich war fast versucht geblendet von all dem Glitzer und Klunker an Ohren, Hals und Armen geblendet die Augen zusammenzukneifen. „Anton, Polly! Wie schön, dass ihr da seid!“, rief Frau Moser und ich zuckte unmerklich zusammen. Ich hatte ganz vergessen, wie unangenehm hoch und schrill Frau Mosers Stimme war. Unvermittelt spürte ich den Ellbogen meiner Frau in den Rippen. „Autsch“, machte ich vorwurfsvoll, aber das ging in dem übertrieben fröhlichen Ausruf meiner Frau unter. „Danke für die Einladung, Sabine!“, flötete sie und streckte Frau

Moser unser Geschenk entgegen. „Wir freuen uns ja so hier sein zu dürfen!“ Ich sagte nichts. Ich rieb mir nur die Rippen. Im Haus roch es schon verräterisch nach Hering. Aus dem Salon war Gläserklirren und gedämpfte Konversation zu hören. Kein Lachen, das war für Frau Moser reserviert, die über den Abend verteilt mehrmals sporadisch ihr schrilles Lachen ertönen ließ. Vorgeblich wohl, um die Stimmung aufzulockern, denn - bei aller Liebe - einen Grund zum Lachen hatte ich bisher noch nie hier entdeckt, aber vermutlich in Wahrheit eher, um auch alle Anwesenden ja daran zu erinnern, dass sie mit dieser „engelsgleichen, glockenhellen“ Stimme gesegnet war. Sie wurde auch nicht müde allen jedes Jahr auf neue von ihrem Gesangslehrer zu erzählen, der ihr immer wieder gesagt hatte, dass sie echte Chancen auf eine Sängerkarriere gehabt hätte. Während wir unsere Mäntel und Schuhe ablegten, hörte ich nun auch die unverwechselbaren Stimmen von den unerzogenen Bauer-Zwillingen. War ja klar, dass diese Biester auch wieder anwesend sein würden. Frau Bauer ging nirgendwohin ohne ihre Brut. Meine Frau warf mir einen warnenden Blick zu. „Ich sage das nur noch einmal Anton. Du reißt dich jetzt gefälligst zusammen und stehst diese lächerlichen paar Stunden durch wie ein Mann. Verstanden?“ „Polly, glaub mir. Diese Party endet in einem waschechten Tohu....“, setzte ich an, doch da hatte sich meine Frau schon abgewandt. Ergeben folgte ich ihr hinein ins Verderben. Zwei Stunden später war meine Laune auf dem absoluten Tiefpunkt angelangt. Ich war nicht nur von Mosers fettem Dackel Liselotte gebissen und von den Bauer-Zwillingen mit tonnenweisem Lametta beworfen worden. Nein, dieses Jahr war auch noch der Lausbub von den Lautermanns dabei, der mit den Bauer-Zwillin-

gen den perfiden Plan ausgeheckt hatte, mir Klumpen von eiskaltem Schnee in den Hemdkragen zu stecken. Außerdem hatte Frau Moser ihre Weihnachtsliederkollektion erweitert, sodass nun, abwechselnd mit Last Christmas, auch Britney Spears „My only wish this year“ aus den Boxen dröhnte. Dabei brachte Frau Moser das Kunststück fertig, einerseits lautstark mitzusingen und andererseits wieder einmal ihre berühmt-berüchtigte Fast-Sängerinnenkarriere-Anekdote zum Besten zu geben. Aber das Schlimmste war der fehlende Alkohol, mit dem die ganze Angelegenheit sicherlich leichter zu ertragen gewesen wäre. Leider waren die Mosers aber strenge Anti-Alkoholiker. Darum musste man sich mit Wasser begnügen, wenn man, so wie ich, Frau Mosers selbst gemachten „Kinder-Punsch“ ablehnte, der außer Zucker noch jede Menge undefinierbare Sachen enthielt, die als kleine Bröckchen in der Brühe schwammen. Außer mir hielten zwar alle brav ein Gläschen in den Händen, aber soweit ich das erkennen konnte, trank niemand wirklich davon. „Wann gibt es eigentlich Essen?“, erkundigte ich mich so freundlich wie möglich. Nicht dass mich der Heringssalat besonders schärfte, ich sah nur keinen Grund das unvermeidbare Abendessen noch länger hinauszögern und damit auch das lang ersehnte Ende dieses furchtbaren Abends. Wie auf Kommando erhob sich Frau Moser. „Bitte alle zu Tisch. Es ist angerichtet.“ Seufzend schlurfte ich hinter meiner Frau her in Richtung Esszimmer. Der Tisch war festlich gedeckt und auf jedem Platz stand ein Teller mit einem grünlichen Haufen darauf. Erneut undefinierbar, aber immerhin ein paar Granatapfelkerne konnte ich identifizieren. Inzwischen verspürte ich sogar so etwas wie Hunger. Kein Wunder, wenn man nur mit unge-

nießbarem „Kinder-Punsch“ und Wasser abgespeist wurde. „Guten Appetit“, wünschte Frau Moser. Lustlos begann ich das Zeug in mich hineinzuschaufeln. Erstaunlicherweise schmeckte es nicht mal schlecht. Irgendwie fruchtig, definitiv fischig und sehr stark nach Koriander. Eine Weile herrschte angenehmes Schweigen. „Nun sag aber welche Köstlichkeit du hier für uns gezaubert hast, Sabine“, brach Frau Reiter schließlich das Schweigen. Frau Moser schien nur auf diese Frage gewartet zu haben. „Also“, holte sie aus. „Das ist eine peruanische Kabeljau Ceviche mit Koriander auf Avocadoschaum. Angerichtet mit Granatapfelkerne und einer Marinade aus Chardonnay und Gurken.“ Mit einem lauten Klirren fiel mir meine Gabel aus der Hand. Meine Frau und ich wechselten einen alarmierten Blick. „Gurken?“, wiederholte ich. Mein Atem beschleunigte sich und ich begann zu schwitzen. Oh Gott, waren das schon die ersten Anzeichen eines allergischen Schocks? Mir wurde übel und mit einem letzten Blick auf den Teller der Vernichtung kippte ich vom Stuhl. Als ich erwachte blickte ich direkt in das Gesicht meiner Frau. Schön wie ein Engel. „Bin ich im Himmel?“, fragte ich. „Sei nicht albern“, erwiderte meine Frau. Stöhnen rieb ich mir über die Augen. „Hast recht, ein Engel hätte weniger Falten im Gesicht.“ Meine Frau streckte mir die Zunge heraus. „Du hattest einen leichten allergischen Schock und warst bewusstlos. Nur für eine halbe Stunde. Aber dieses kurze Tohuwabohu reichte um die ganze Party zu beenden.“ Sie klang als würde sie diese Entwicklung tatsächlich bereuen. „Ja, meinem Gurken-Tohuwabohu sei Dank!“, rief ich. Da musste meine Frau lächeln. „Idiot! Na komm, rutsch mal ein Stück. Gleich fängt der „Tatort“ an.“

Nica Alexandra Radics
GRG 17 Parhamer-gymnasium
Wien

Ich bin nur ein Kind

das in einer Welt lebt, in der die Menschen glauben alles zu wissen, doch das Universum ist viel zu groß, und wir sind viel zu klein, denn zum Schluss sind wir dem Universum egal, es waren nicht unsere Taten, die Alles begannen, es sind nicht unsere Taten, die Alles beenden, oder sind sie es vielleicht doch, du bist da für mich und ich bin da für dich, und wir für einander, niemand sonst und ich weiß auch nichts, doch ich muss nichts wissen, um zu sehen, wir leben in einer Welt des Chaos, des reinsten Tohuwabohus, plötzlich bekommt dieses einst so lustige Wort, das auf der Zunge mit einem kleinen Prickeln schmilzt, einen bitteren Geschmack, nicht Schokoladenbitter, diesen reichen Geschmack, wo sich der ganze Mund mit Tiefe füllt, sondern ein bitterer Geschmack, der noch lange hinterher bleibt, lange nachdem man ihn das erste Mal schmeckt, den man nicht ausblenden kann, egal wie oft man sich den Mund wäscht.

Ich bin nur ein Mädchen
das in einer Welt lebt, wo Selbstzerstörung selbstverständlicher ist, als die Bereitschaft eigene Gewohnheiten zu ändern, da die Tiere am Nordpol ja nicht unser Problem sind, da wir ja in dieser komfortablen kleinen Blase leben, und lieber leere Versprechen machen, als der Wahrheit ins Auge zu sehen, denn wir haben Angst, denn wir sind nicht stark, wir sind schwach und wir leben in dieser kleinen Blase, doch diese Blase wird immer kleiner, und irgendwann wird sie zerplatzen und dann sehen wir der Wahrheit in die Au-

gen wenn die Wahrheiten, nach welchen wir suchen, sagen, dass die Chancen nicht bestehen, aus diesem Chaos herauszukommen, schließen wir die Augen, obwohl es unsere eigenen Wahrheiten sind und ich weiß noch weniger als der Rest, doch ich sehe wie die Welt zusammenbricht und die Zukunft ihre Farbe verliert, ich sehe wie wir fallen und fallen und fallen, in ein Loch mit eisglatten Wänden, wo es keinen Ausweg gibt und die Sonne zu stark ist, so dass wir nicht mehr sehen können, wo wir herkamen, ich bin kurzsichtig, doch das sind wir alle ein Mädchen, dass in einer Welt lebt, die an Leben verliert, ein Mädchen, ein Teil der Menschheit, die zerstört hat, wovon ihr Herz weiterschlägt, und weiterhin zerstört, weiterhin fällt, weiterhin den bitteren Geschmack im Mund spüren wird.

Ich bin nur eine Frau
die in einer Welt lebt, in der Politiker lieber an sich selbst denken als an das Wohl der Menschen, obwohl jahrelang, überall behauptet wird, dass die Politik sich für die Menschen einsetzt, dass sie die Menschen vertreibt, für uns da ist, was für ein leeres Versprechen, Lügen über Lügen über Lügen, denn doch sitze ich hier, schreie die Worte, die nicht gehört werden, zumindest nicht die, die mir wichtig sind, wir werden geblendet, werden beeinflusst, sind erblindet, während sich die, denen die Worte gelten, taub verstecken die in einer Welt lebt, wo Menschen lieber die Gesundheit anderer gefährden, als sie zu beschützen, aus reiner Sturheit, aus reinem Egoismus, des Überlegenheitsgefühl wegen, das den Eindruck erweckt die dunklen Facetten dieser Welt verstanden zu haben, die Schatten gesehen zu haben, in die dunkelsten Höhlen gekrochen zu sein, wenn wir doch alle auf derselben Erdoberfläche stehen und wir alle an denselben

Problemen leiden, wo wir doch alle nur Menschen sind doch allein ist man allein und zusammen ist man stark, und gegeneinander ist man gegeneinander, und miteinander ist man eins, der Optimismus ist schon lange verloren gegangen, verloren in den tiefen der Vergangenheit, denn optimistisch heißt naiv und naiv ist nichtwissend und nichts wissend sind wir.

Ich bin nur ich, ich weiß nicht viel, aber ich weiß, dass es nicht mehr weiter geht, dieses Tohuwabohu.

Šimon Trampota
GRG 19 Schule im Grünen
Wien

Ruhe im Karton

„Hey Ven, hilf uns endlich“!
„Was“?, fragte sie, aus ihren Gedanken gerissen. Obwohl eher der Begriff „weißes Rauschen“ besser passen würde. Während ihrer Arbeit dachte sie nicht sonderlich oft nach. Dabei hatte sie noch so viel zu planen. Sie musste den Kindern mit den Hausaufgaben helfen, Abendessen kochen, die....
„Verena, konzentrier dich“!, entriss sie die Stimme ihres Mitarbeiters erneut aus ihren Tagträumen. „Du musst den Wagen nehmen und schleunigst eine neue Ladung der 50X30-er Kartons herbringen, sie sind im Lager C4“!

„Aber das wird doch eine Ewigkeit dauern! Was ist mit meiner Mittagspause Lukas, sie hat doch gerade erst begonnen“!?, entgegnete sie entrüstet, sich nun wirklich auf das Gespräch konzentrierend. Sie brauchte diese halbe Stunde, diesen einzigen Zeitraum ihres Arbeitstages, in dem sie über Entspannung wenigstens nachdenken konnte.

„Die wirst du wohl ausfallen lassen müssen“, antwortete ihr Lukas,

nicht ohne Mitleid in seiner Stimme. Am meisten war aber die Müdigkeit herauszuhören. Müdigkeit, die auch ihr in den letzten Wochen ein städtiger Begleiter gewesen war. Er arbeitete weiter, ohne sie außer eines flüchtigen Seitenblickes überhaupt anzuschauen. Die Arbeit wartete auf niemanden, besonders wenn es sich dabei um eine Halde Last-Minute Weihnachtsgeschenke handelte. Alle mussten eingescannt, in einen Karton gepackt, mit Füllmaterial gepolstert und anschließend auf einem Fließband in Richtung Versandstation geschickt werden.

„Clara ist mit einer Grippe zu Hause und das Management hat uns keinen Ersatz geschickt, wir müssen uns die Kartons selbst holen. Kannst du jetzt bitte endlich ins Lager gehen!? Wir haben bald keine mehr und du weißt, was das bedeutet“.

Natürlich wusste sie das. Sie und jeder andere, dem schon wegen „Behinderung des Arbeitsprozesses“ die Überstunden nicht ausbezahlt wurden. Als ob das jemals ihre Schuld gewesen wäre.

„In Ordnung“, stimmte sie zu, eigentlich keine andere Wahl habend. Als Antwort erhielt sie nur ein abwesendes Nicken von Lukas und einem ihrer anderen Mitarbeiter. Sie kannte nicht seinen Namen, er war erst seit einer Woche hier. Eine Aushilfskraft, um den Weihnachtsansturm bewältigen zu können. Er war unerfahren. Unerfahren und ungeschickt, wodurch er den Betrieb verlangsamt. In ein paar Wochen würde man ihn vermutlich wegen einer „Änderung der Mitarbeiterstruktur“ entlassen. Sie verließ ihre Station beim Lieferband und den dazugehörenden Stapel von Produkten, den sie sich mit einigen anderen teilte, mit ihren Augen kurz über die anderen Lieferbänder und Verpack-Stationen schweifend. Überall wurde gearbeitet. Menschen, die in ihre

Arbeit versunken waren, nur dank den riesigen Lüftungsschächten auf der Decke nicht in ihrem eigenen Schweiß badend.

Sie ging einige Schritte entlang der orangenen Orientierungslinie auf dem Boden, bis sie zu einer Reihe Rollwagen kam. Oder wenigstens, wo eine Reihe hätte sein sollten. Es gab nur noch mehr einen. Sie zog diesen an sich und begann ihn vor sich herzuschieben. Irgendwo war vermutlich wieder ein Fehler geschehen. Ein Mitarbeiter, der vergessen hatte, die Wagen an ihre Position zu schieben. Oder etwas anderes? Sie hatte nicht die Kraft darüber nachzudenken. Mit einem freudlosen Lächeln, das unter der Mundschutzmaske für niemanden anderen zu sehen war, verabschiedete sie sich wieder einmal von ihrer Mittagspause.

Sie schob den Wagen durch das Durcheinander, das in der Halle herrschte. Warum gab es Fahrlinien, wenn sich niemand an sie hielt? Nur knapp wich sie zwei verummumten Lieferanten aus, die selbst meterhoch beladene Wagen vor sich herschoben. Wirklich, zur Weihnachtszeit war jeder wie im Wahn. Sowohl alle Menschen draußen, denen nicht einmal 30 Stunden vor Heiligabend bewusst wurde, dass sie keine Weihnachtsgeschenke hatten, als auch die Leute hier. Warum denn, den Weihnachtsbonus war es doch nicht wert. Obwohl, sie war ja auch hier. Weiter und weiter ging es durch die Halle. Sie passierte mehrere Türen und wich einer sichtlich gestressten Sekretärin aus, die irgendjemanden am Handy anschrie.

„Ja, ich weiß wie die Lage ist! Ich sage dir, hätten wir Roboter...“

Mehr war von dem Satz nicht zu hören, zu schnell passierte sie rotgesichtige Frau, deren Nase oberhalb der Mundschutzmaske hervorlugte. Ob sie das wohl melden sollte? Nein, das würde zu lange dauern.

In einem hatte die Dame aber recht, mit Robotern würde der ganze Versandprozess vermutlich viel ordentlicher vorangehen. Natürlich nur, wenn man die lästigen, menschlichen Störelemente beseitigen würde. Also sie und alle anderen am Lieferband. Aber was, alles für den Fortschritt, nicht wahr? Was war da schon ihr Unterhalt, wenn die Firma stattdessen ihre Betriebskosten senken konnte? Sie hatte gehört, dass die Automatisierung schon in einigen anderen Lagern begonnen hatte. Wann sie wohl auch ihr Versandzentrum erreichen würde...

Sie musste über sich selbst lachen. Hier war sie, in einem durch Neonröhren beleuchteten Verbindungs-gang, inmitten all dieser Hektik, über den Fortschritt nachdenkend. Für solche Gedanken wurde sie definitiv nicht genug bezahlt.

Schließlich erreichte sie das Lager. Ein kurzer Blick auf ihre Uhr verrät ihr die Zeit. 12:42, stand es auf der Anzeige. Toll, sie würde es noch vor Ende ihrer „Pause“ zurück auf ihren Arbeitsposten schaffen.

Sie hielt neben einem enormen Stapel gefalteter Kartons und begann sie auf den Wagen zu laden. Hoffentlich würde eine Ladung reichen... Was machte sie sich vor, sie würde nicht reichen.

Ein Summen in ihrer Brusttasche unterbrach sie. Unbeholfen öffnete sie mit ihren Handschuhen den Reisverschluss und fischte ihr Diensthandy heraus. Sie nahm den Anruf an. „Hey, Ven“, war Lukas' Stimme verzerrt durch den Lärm zu hören. „Irgendwer hat die Kartons doch vorbeigebracht, wir haben jetzt genug. Komm wieder zurück, wir brauchen dich hier“. Eine kurze Pause. „Tut mir leid“, sagte er und legte auf.

Sie hätte wütend sein können, sich über die Ungerechtigkeit aufregen, oder vielleicht bei der Personalabteilung beschweren können, aber sie tat es nicht. Stattdessen steckte

sie ihr Handy wieder ein, richtete ihre Mundschutzmaske und begann das Lager zu verlassen. Den halb beladenen Wagen ließ sie stehen. Sie musste doch ihren eigenen Teil zu dem ganzen Durcheinander beitragen. Ansonsten wäre es kein Weihnachten, nicht in all den Haushalten, wo nervös auf die aufgrund „logistischer Fehler“ verzögerte Lieferung der Geschenke gewartet wurde und nicht hier, in der Versandstation selbst. Wie hätte das Ganze ihre Tochter genannt? Ach ja, Tohuwabohu. „Na dann, fröhliches Tohuwabohu euch allen“, sagte sie zu niemandem bestimmten und verschwand im Verbindungsgang.

Sophie Mrotzeck
Uhland Gymnasium
Tübingen

Genesis

Dich haben sie unten lassen wollen, als helle Klippen aus steinernen Paragraphen dein Haus in die Höhe getragen haben. Ich reiße alle Fenster auf und fege deinen Geist mit Chlor und Scheuermilch in den Abfluss. Die neue Luft, sauge ich in mein Inneres; so tief, dass ich fürchte, der Rest meiner kleinen Existenz könnte in das Nichts des nackten Hauses entfliehen. Meine Hülle blättert stetig von meinen Knochen. In der Dusche beseitige ich die Reste und murmle deinen Namen. Er lässt mich weniger alleine fühlen, wenn ich nun bis zu den Knochen ausgezogen durch die Flure renne. Er zieht dabei immer weiter zu, wie ein sich zusammenbrauendes Gewitter am Horizont nach einem langen erhitzten Tag. Schließlich sind meine Schultern der einzige Widerstand, der die Wände voneinander getrennt hält. Ich folge dem Gang immer weiter, die dunkle Vertäfe-

lung reibt in konstanter Geschwindigkeit an mir. Ich fange Feuer und stoße animalisch stumme Schreie aus. Die Luft um mich herum färbt sich grau.

Am Anfang, da hast du mir Himmel und Erde geschaffen und alles war wüst und leer, Finsternis lag über unserer kargen Welt. Aus den Wellen deiner Laune hast du meinen Leib gezogen. Du hast deine Hände um mich gelegt und mich in dein Haus am Meer gezogen. Dort hast du das Licht von der Finsternis getrennt. In meine Kammern hast du das Licht gesperrt, in deine die Finsternis. Als wir uns begegneten, hinterließen wir rote Streifen aneinander. Immer mehr und mehr begangen meinen Körper zu zieren, während deine Haut in der Dunkelheit wieder genesen konnte. In deiner Finsternis hast du jeden meiner Schritte hinterm Fenster verfolgt.

Meine Flammen rauben mir die Luft zum Atmen. Deine kühlen Finger reißen mich in einen Raum. Hinter mir schlagen die Wände zusammen wie Wellen übereinander. Kalte Sonnenstrahlen tropfen auf meine Haut und ich verbrennen mir die Augen. In der Dunkelheit kann ich dich nicht mehr ausmachen. Ich schlage in das tiefe Nichts und rufe dich immer und immer wieder. Meine Worte hallen in deiner Stimme zu mir zurück. Schlagen meine Knochen auseinander zu Boden. Sie klappern zart gegeneinander. Ein Windspiel im Kummer der Einsamkeit klopft gegen mein Herz an und zerreißt mir das Gehör. Amboss, Hammer und Steigbügel flattern kraftlos aus meinem Fenster. Der nächste Hauch des Windes zieht sie mit sich und lässt sie an den Steinen der Stadt Hades begegnen.

Am Ende, da hast du mir die Erde unter den Beinen weggezogen und alles war wieder wüst und leer.

Finsternis legte sich wieder über unsere karge Welt. Deine Wellen übergossen meinen um Luft ringenden Mund und sickerten durch meine brüchigen Knochen. Unser Haus zerschlug an den Klippen der steinernen Paragraphen. In den dunklen Fluten konnte ich die Blasen deiner Genugtuung platzen hören. Irgendwo zischen Asche, Haut und Knochen, schwimmt dein dunkler Körper und flüstert schäumend in den Wellen deiner Launen meinen Namen.

Impressum:
Ingeborg-Bachmann-Gymnasium, Ingeborg-Bachmann-Platz 1,
A-9020 Klagenfurt
Redaktion, Layout & Design: Mag. Alexander Knes
Plakat & Cover: Alyssa Liebhart
Texte: TeilnehmerInnen Junior Bachmann Literaturwettbewerb
***Bei den Texten handelt es sich um die Originalfassungen der TeilnehmerInnen -
diese wurden nicht verändert.***
Druck: Mohorjeva Hermagoras Druckerei

Ingeborg Bachmann...

Soll ich einen Gedanken gefangen nehmen, abführen in eine erleuchtete Satzzelle? Aug und Ohr verköstigen mit Worthappen erster Güte?

“Hätten wir das Wort, hätten wir die Sprache, wir bräuchten die Waffen nicht.”

Jedem meiner Augenblicke zähle ich einen fremden Augenblick zu, den Augenblick eines Menschen, den ich in mir verborgen trage zu jeder Zeit und sein Gesicht in diesem Augenblick, das ich nie vergessen werde, mein Leben lang nicht.

Einen einzigen Satz haltbar zu machen, auszuhalten in dem Bimbam von Worten.

„Nicht Schöneres unter der Sonne als unter der Sonne zu sein.“

Lass steh'n, was steht. Geh, Gedanke!

Ihr Worte, auf, mir nach! Und sind wir auch schon weiter, zu weit gegangen, geht's noch einmal weiter, zu keinem Ende geht's.

Wenn ich aber schreibe, dann sehen Sie mich nicht, es sieht mich niemand dabei. Sie können einen Dirigenten sehen beim Dirigieren, einen Sänger beim Singen, einen Schauspieler, wenn er spielt, aber es kann niemand sehen, was Schreiben ist. Es ist eine seltsame, absonderliche Art zu existieren, asozial, einsam, verdammt, es ist etwas verdammt daran, und nur das Veröffentlichte, die Bücher, werden sozial, assoziierbar, finden einen Weg zu einem Du, mit der verzweifelt gesuchten und manchmal gewonnenen Wirklichkeit.

„Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar.“